

Msgr. Giuseppe Malandrino und der Diener Gottes Nino Baglieri

Am 3. August 2025, dem Festtag der Schutzpatronin der Diözese Noto, Maria Scala del Paradiso, kehrte Monsignore Giuseppe Malandrino, der neunte Bischof der Diözese Noto, ins Haus des Vaters zurück. 94 Lebensjahre, 70 Priesterjahre und 45 Jahre Bischofsweihe sind beachtliche Zahlen für einen Mann, der der Kirche als Hirte mit dem „Geruch der Schafe“ diente, wie Papst Franziskus oft betonte.

Blitzableiter der Menschheit

Während seiner Zeit als Hirte der Diözese Noto (19.06.1998 – 15.07.2007) pflegte er die Freundschaft mit dem Diener Gottes Nino Baglieri. Fast nie fehlte ein „Halt“ in Ninos Haus, wenn ihn pastorale Gründe nach Modica führten. In einem seiner Zeugnisse sagt Msgr. Malandrino: „...als ich am Sterbebett von Nino war, hatte ich die lebhafteste Wahrnehmung, dass dieser unser geliebter kranker Bruder wirklich ein ‚Blitzableiter der Menschheit‘ war, gemäß einer mir so lieben Vorstellung von Leidenden, die ich auch in meinem Pastoralbrief über die ständige Mission ‚Ihr werdet meine Zeugen sein‘ (2003) vorschlagen wollte“. Msgr. Malandrino schreibt: „Es ist notwendig, in den Kranken und Leidenden das Antlitz des leidenden Christus zu erkennen und ihnen mit der gleichen Fürsorge und der gleichen Liebe Jesu in seinem Leiden beizustehen, das im Geist des Gehorsams gegenüber dem Vater und der Solidarität mit den Brüdern gelebt wurde“. Dies wurde von Ninos überaus lieber Mutter, Frau Peppina, voll und ganz verkörpert. Sie, eine typische sizilianische Frau mit starkem Charakter und großer Entschlossenheit, antwortet dem Arzt, der ihr die Euthanasie für ihren Sohn vorschlägt (angesichts der schweren gesundheitlichen Verfassung und der Aussicht auf ein Leben als Gelähmter): „Wenn der Herr ihn will, nimmt er ihn,

aber wenn er ihn mir so lässt, bin ich froh, mich ein Leben lang um ihn zu kümmern“. War sich Ninos Mutter in diesem Moment dessen bewusst, was auf sie zukam? War sich Maria, die Mutter Jesu, dessen bewusst, wie viel Leid sie für den Sohn Gottes ertragen müsste? Die Antwort, menschlich betrachtet, scheint nicht einfach zu sein, besonders in unserer Gesellschaft des 21. Jahrhunderts, wo alles vergänglich, fließend ist, sich in einem „Augenblick“ verzehrt. Das Fiat von Mama Peppina wurde, wie das von Maria, ein Ja des Glaubens und der Hingabe an jenen Willen Gottes, der sich im Tragen des Kreuzes, im Geben von „Leib und Seele“ für die Verwirklichung des Plans Gottes erfüllt.

Vom Leid zur Freude

Die Freundschaft zwischen Nino und Msgr. Malandrino bestand bereits, als dieser noch Bischof von Acireale war. Schon 1993 überreichte er ihm durch Pater Attilio Balbinot, einen Nino sehr nahestehenden Kamillianer, sein erstes Buch: „Vom Leid zur Freude“. In Ninos Erfahrung war die Beziehung zum Bischof seiner Diözese eine Beziehung völliger Sohnesliebe. Seit seiner Annahme des göttlichen Plans für ihn machte er seine „aktive“ Präsenz spürbar, indem er seine Leiden für die Kirche, den Papst und die Bischöfe (sowie die Priester und Missionare) aufopferte. Diese Sohnesbeziehung wurde jährlich am 6. Mai erneuert, dem Tag des Sturzes, der später als geheimnisvoller Beginn einer Wiedergeburt angesehen wurde. Am 8. Mai 2004, wenige Tage nachdem Nino den 36. Jahrestag des Kreuzes gefeiert hatte, besuchte Msgr. Malandrino ihn zu Hause. Er schreibt in seinen Erinnerungen an dieses Treffen: „Es ist immer eine große Freude, Sie jedes Mal zu sehen, und ich erhalte so viel Energie und Kraft, mein Kreuz zu tragen und es mit so viel Liebe für die Bedürfnisse der Heiligen Kirche und insbesondere für meinen Bischof und für unsere Diözese darzubringen. Der Herr möge ihm immer mehr Heiligkeit schenken, um uns viele Jahre lang mit immer größerer Inbrunst und Liebe zu führen...“. Und weiter: „...das Kreuz ist schwer, aber der Herr schenkt mir so viele Gnaden, die das Leiden

weniger bitter machen und es leicht und süß werden lassen. Das Kreuz wird zum Geschenk, das dem Herrn mit so viel Liebe für die Rettung der Seelen und die Bekehrung der Sünder dargebracht wird...“. Schließlich ist hervorzuheben, dass bei diesen Gnadenmomenten nie die eindringliche und ständige Bitte um „Hilfe, um mit dem täglichen Kreuz heilig zu werden“ fehlte. Nino wollte nämlich unbedingt heilig werden.

Eine vorzeitige Seligsprechung

Ein bedeutender Moment in diesem Zusammenhang war die Beisetzung des Dieners Gottes am 3. März 2007, als Msgr. Malandrino zu Beginn der Eucharistiefeier voller Andacht, wenn auch mit Mühe, den Sarg mit den sterblichen Überresten von Nino küsste. Es war eine Ehrerbietung an einen Mann, der 39 Jahre seines Lebens in einem Körper verbracht hatte, der „nichts fühlte“, aber eine allumfassende Lebensfreude ausstrahlte. Msgr. Malandrino betonte, dass die Feier der Messe im Hof der Salesianer, der für diesen Anlass zu einer Freiluft-„Kathedrale“ geworden war, eine wahre Apotheose gewesen sei (Tausende von weinenden Menschen nahmen teil), und man spürte deutlich und gemeinschaftlich, dass man sich nicht vor einem Begräbnis, sondern vor einer wahren „Seligsprechung“ befand. Nino war mit seinem Lebenszeugnis tatsächlich zu einem Bezugspunkt für viele geworden, ob jung oder alt, Laien oder Geweihte, Mütter oder Familienväter, die dank seines wertvollen Zeugnisses ihr eigenes Dasein lesen und Antworten finden konnten, die sie anderswo nicht fanden. Auch Msgr. Malandrino hat diesen Aspekt mehrfach betont: „Tatsächlich war jede Begegnung mit dem lieben Nino für mich, wie für alle, eine starke und lebendige Erfahrung der Erbauung und ein mächtiger – in seiner Sanftmut – Ansporn zur geduldigen und großzügigen Hingabe. Die Anwesenheit des Bischofs bereitete ihm jedes Mal immense Freude, denn neben der Zuneigung des Freundes, der ihn besuchte, spürte er die kirchliche Gemeinschaft. Es ist offensichtlich, dass das, was ich von ihm erhielt, immer viel mehr war als das Wenige, das ich ihm geben konnte“. Ninos „fixe Idee“ war es, „heilig zu werden“: Das

volle Leben und die Verkörperung des Evangeliums der Freude im Leiden, mit seinen körperlichen Qualen und seiner völligen Hingabe an die geliebte Kirche, führten dazu, dass alles nicht mit seinem Abschied ins himmlische Jerusalem endete, sondern weiterging, wie Msgr. Malandrino bei den Exequien betonte: „...Ninos Mission geht nun auch durch seine Schriften weiter. Er selbst hatte es in seinem geistlichen Testament angekündigt“: „...meine Schriften werden mein Zeugnis fortsetzen, ich werde weiterhin allen Freude bereiten und von der großen Liebe Gottes und den Wundern sprechen, die er in meinem Leben vollbracht hat“. Dies bewahrheitet sich immer noch, denn „eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben. Auch zündet man keine Leuchte an und stellt sie unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, damit sie allen leuchte, die im Hause sind“ (Matthäus 5,14-16). Metaphorisch soll betont werden, dass das „Licht“ (im weitesten Sinne) früher oder später sichtbar sein muss: Was wichtig ist, wird ans Licht kommen und anerkannt werden.

Auf diese Tage – geprägt vom Tod Msgr. Malandrinos, seinen Beisetzungen in Acireale (5. August, Madonna della Neve) und in Noto (7. August) mit anschließender Beisetzung in der Kathedrale, deren Renovierung er nach dem Einsturz am 13. März 1996 selbst stark vorangetrieben hatte und die im März 2007 (dem Monat, in dem Nino Baglieri starb) wiedereröffnet wurde – zurückzublicken bedeutet es, diese Verbindung zwischen zwei großen Persönlichkeiten der Kirche von Noto nachzuvollziehen, die eng miteinander verknüpft waren und beide in ihr ein bleibendes Zeichen hinterlassen konnten.

Roberto Chiaramonte

Erscheinung der Heiligen Jungfrau auf dem Berg von La Salette

Don Bosco bietet eine detaillierte Erzählung der „Erscheinung der Heiligen Jungfrau auf dem Berg von La Salette“, die am 19. September 1846 stattfand, basierend auf offiziellen Dokumenten und den Zeugnissen der Seher. Er rekonstruiert den historischen und geografischen Kontext – zwei junge Hirtenkinder, Maximin und Mélanie, in den Alpen – die wundersame Begegnung mit der Jungfrau, ihre Warnung vor der Sünde und das Versprechen von Gnaden und Vorsehung sowie die übernatürlichen Zeichen, die ihre Offenbarungen begleiteten. Er beschreibt die Verbreitung der Verehrung, den spirituellen Einfluss auf die Bewohner und die ganze Welt sowie das Geheimnis, das nur Pius IX. offenbart wurde, um den Glauben der Christen zu stärken und das ewige Vorhandensein von Wundern in der Kirche zu bezeugen.

Erklärung des Autors

Um den Dekreten von Urban VIII. zu gehorchen, erkläre ich, dass ich allem, was im Buch über Wunder, Offenbarungen oder andere Ereignisse gesagt wird, keine andere Autorität als die menschliche zuschreibe; und wenn ich jemanden als Heiligen oder Seligen bezeichne, tue ich dies nur gemäß der Meinung; ausgenommen jene Dinge und Personen, die bereits vom Heiligen Apostolischen Stuhl genehmigt wurden.

An den Leser

Ein sicheres und wunderbares Ereignis, das von Tausenden von Menschen bezeugt wurde und das jeder auch heute noch überprüfen kann, ist die Erscheinung der Heiligen Jungfrau am 19. September 1846 (zu diesem außergewöhnlichen Ereignis können viele Schriften und mehrere zeitgenössische Zeitungen konsultiert werden, insbesondere: Nachricht über die

Erscheinung der allerseligsten Jungfrau Maria, Turin, 1847; Heiliges Offizium der Erscheinung usw., 1848; Das Büchlein, das von Priester Giuseppe Gonfalonieri herausgegeben wurde, Novara, bei Enrico Grotti).

Diese unsere barmherzige Mutter erschien in Gestalt und Figur einer großen Dame zwei Hirtenkindern, einem elfjährigen Jungen und einem fünfzehnjährigen Mädchen, auf einem Berg der Alpenkette in der Pfarrei La Salette in Frankreich. Sie erschien nicht nur zum Wohle Frankreichs, wie der Bischof von Grenoble sagt, sondern zum Wohle der ganzen Welt; und dies, um uns vor dem großen Zorn ihres göttlichen Sohnes zu warnen, der besonders durch drei Sünden entzündet wurde: **die Gotteslästerung, die Entweihung der Feiertage** und das **Essen von Fleisch an verbotenen Tagen**.

Darauf folgen andere wundersame Ereignisse, die auch aus öffentlichen Dokumenten gesammelt oder von Personen bezeugt wurden, deren Glaube jeden Zweifel an ihren Berichten ausschließt.

Diese Ereignisse mögen die Guten im Glauben bestärken und jene widerlegen, die vielleicht aus Unwissenheit der Macht und Barmherzigkeit des Herrn Grenzen setzen wollen, indem sie sagen: Es ist nicht mehr die Zeit der Wunder.

Jesus sagte, dass in seiner Kirche größere Wunder geschehen würden als die, die er vollbrachte: Er setzte weder Zeit noch Zahl fest, daher werden wir, solange es die Kirche gibt, immer die Hand des Herrn sehen, die seine Macht durch wundersame Ereignisse offenbart, denn gestern, heute und immer wird Jesus Christus der sein, der seine Kirche regiert und bis zum Ende der Zeiten begleitet.

Aber diese sichtbaren Zeichen der göttlichen Allmacht sind immer Vorboten schwerer Ereignisse, die die Barmherzigkeit und Güte des Herrn oder seine Gerechtigkeit und seinen Zorn offenbaren, aber so, dass daraus seine größere Herrlichkeit und der größere Nutzen der Seelen gezogen wird.

Lassen Sie uns dafür sorgen, dass sie für uns eine Quelle der Gnaden und Segnungen sind; sie mögen den lebendigen Glauben anregen, den tätigen Glauben, der uns bewegt, das Gute zu tun

und das Böse zu meiden, um uns seiner unendlichen Barmherzigkeit in Zeit und Ewigkeit würdig zu machen.

Erscheinung der Heiligen Jungfrau auf den Bergen von La Salette

Maximin, Sohn des Zimmermanns Pierre Giraud aus dem Dorf Corps, war ein elfjähriger Junge; Françoise Mélanie, Tochter armer Eltern, ebenfalls aus Corps, war ein fünfzehnjähriges Mädchen. Sie hatten nichts Besonderes an sich: Beide waren unwissend und grob, beide damit beschäftigt, das Vieh auf den Bergen zu hüten. Maximin wusste nur das Vaterunser und das Ave-Maria; Mélanie wusste wenig mehr, so dass sie wegen ihrer Unwissenheit noch nicht zur heiligen Kommunion zugelassen worden war.

Von ihren Eltern geschickt, um das Vieh auf die Weiden zu führen, trafen sie sich am 18. September, dem Vorabend des großen Ereignisses, nur zufällig auf dem Berg, während sie ihre Kühe an einer Quelle tränkten.

An jenem Abend, auf dem Heimweg mit dem Vieh, sagte Mélanie zu Maximin: „Wer wird morgen der Erste sein, der auf dem Berg ist?“ Und am nächsten Tag, dem 19. September, einem Samstag, stiegen sie zusammen hinauf, jeder führte vier Kühe und eine Ziege. Der Tag war schön und sonnig. Gegen Mittag, als sie die Glocke des *Angelus* hörten, beteten sie kurz mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; dann nahmen sie ihre Verpflegung und gingen zum Essen an eine kleine Quelle links eines Baches. Nach dem Essen überquerten sie den Bach, legten ihre Säcke bei einer trockenen Quelle ab, stiegen noch ein paar Schritte hinab und schliefen ungewöhnlicherweise in einiger Entfernung voneinander ein.

Nun hören wir den Bericht der Hirtenkinder selbst, so wie sie ihn am Abend des 19. ihren Herren und später tausendfach Tausenden von Menschen erzählten.

Wir waren eingeschlafen... erzählt Mélanie, ich wachte als Erste auf; und als ich meine Kühe nicht sah, weckte ich Maximin und sagte ihm: Komm, lass uns unsere Kühe suchen. Wir überquerten den Bach, stiegen ein Stück hinauf und sahen sie auf der

gegenüberliegenden Seite liegen. Sie waren nicht weit entfernt. Dann ging ich wieder hinunter; und fünf oder sechs Schritte vor dem Bach sah ich ein Licht wie die Sonne, aber noch heller, allerdings nicht von derselben Farbe, und ich sagte zu Maximin: Komm, komm schnell und sieh dort unten das Licht (es war zwischen zwei und drei Uhr nachmittags).

Maximin stieg sofort hinab und sagte zu mir: Wo ist dieses Licht? Und ich zeigte es ihm mit dem Finger in Richtung der kleinen Quelle; und er blieb stehen, als er es sah. Dann sahen wir eine Dame inmitten des Lichts; sie saß auf einem Steinhaufen, das Gesicht in den Händen. Vor Angst ließ ich meinen Stock fallen. Maximin sagte zu mir: Halte den Stock; wenn sie uns etwas antun will, werde ich ihr einen ordentlichen Schlag versetzen.

Danach stand diese Dame auf, verschränkte die Arme und sagte zu uns: „Kommt her, meine Kinder: Habt keine Angst; ich bin hier, um euch eine große Neuigkeit zu verkünden.“ Dann überquerten wir den Bach, und sie kam zu dem Ort, wo wir zuvor eingeschlafen waren. Sie stand zwischen uns beiden und sagte weinend die ganze Zeit, während sie zu uns sprach (ich sah ihre Tränen deutlich): „Wenn mein Volk sich nicht unterwerfen will, bin ich gezwungen, die Hand meines Sohnes freizugeben. Sie ist so stark, so schwer, dass ich sie nicht mehr zurückhalten kann.“

„Es ist lange her, dass ich für euch leide! Wenn ich will, dass mein Sohn euch nicht verlässt, muss ich ihn ständig bitten; und ihr macht euch nichts daraus. Ihr könnt beten und Gutes tun, aber ihr könnt niemals die Sorge aufwiegen, die ich für euch getragen habe.“

„Ich habe euch sechs Tage zum Arbeiten gegeben, ich habe mir den siebten vorbehalten, und man will ihn mir nicht gewähren. Das ist es, was die Hand meines Sohnes so schwer macht.“

„Wenn die Kartoffeln verderben, liegt das ganz an euch. Ich habe es euch im letzten Jahr (1845) gezeigt; und ihr habt es nicht beachten wollen, und wenn ihr verdorbene Kartoffeln fandet, habt ihr geflucht und den Namen meines Sohnes dazwischen gesetzt.“

„Sie werden weiter verderben, und in diesem Jahr werdet ihr zu Weihnachten keine mehr haben (1846).“

„Wenn ihr Weizen habt, sollt ihr ihn nicht säen: Alles, was ihr säet, wird von Würmern gefressen werden; und was wächst, wird zu Staub zerfallen, wenn ihr ihn drescht.“

„Es wird eine große Hungersnot kommen.“ (Tatsächlich kam eine große Hungersnot in Frankreich, und auf den Straßen fanden sich große Scharen hungernder Bettler, die zu Tausenden in die Städte zogen, um zu betteln: Während bei uns in Italien der Weizen im Frühjahr 1847 teuer wurde, litt man in Frankreich den ganzen Winter 1846-47 unter großem Hunger. Aber der wahre Mangel an Nahrung, der wahre Hunger, wurde während der Kriegswirren 1870-71 erlebt. In Paris wurde von einer hochgestellten Person am Karfreitag ein üppiges Mahl mit Fleisch für seine Freunde serviert. Wenige Monate später waren in derselben Stadt die wohlhabendsten Bürger gezwungen, sich von armseliger Nahrung und dem Fleisch der schmutzigsten Tiere zu ernähren. Nicht wenige starben an Hunger.)

„Bevor die Hungersnot kommt, werden Kinder unter sieben Jahren von einem Zittern befallen werden und in den Händen derer sterben, die sie halten: Die anderen werden für die Hungersnot Buße tun.“

„Die Nüsse werden verderben, und die Trauben werden verfaulen...“ (1849 verdarben die Nüsse überall; und was die Trauben betrifft, beklagt jeder noch ihren Verderb und Verlust. Jeder erinnert sich an den immensen Schaden, den die Kryptogame der Traube in ganz Europa über mehr als zwanzig Jahre von 1849 bis 1869 zufügte).

„Wenn sie sich bekehren, werden Steine und Felsen sich in Haufen von Weizen verwandeln, und die Kartoffeln werden von der Erde selbst hervorgebracht werden.“

Dann sagte sie zu uns:

„Betet ihr gut, meine Kinder?“

Wir antworteten beide: „Nicht sehr gut, o Frau.“

„Ach, meine Kinder, ihr müsst es abends und morgens gut tun. Wenn ihr keine Zeit habt, sagt wenigstens ein Vaterunser und ein Ave-Maria; und wenn ihr Zeit habt, sagt mehr.“

„Zur Messe gehen nur einige alte Frauen, und die anderen arbeiten sonntags den ganzen Sommer; und im Winter gehen die Jugendlichen, wenn sie nichts zu tun wissen, zur Messe, um die Religion lächerlich zu machen. In der Fastenzeit geht man zum Schlachthaus wie Hunde.“

Dann sagte sie: „Hast du nicht gesehen, mein Junge, verdorbenen Weizen?“

Maximin antwortete: „Oh! Nein, Frau.“ Ich, nicht wissend, an wen diese Frage gerichtet war, antwortete leise.

„Nein, Frau, ich habe noch keinen gesehen.“

„Du musst welchen gesehen haben, mein Junge (sich an Maximin wendend), einmal in der Nähe von Coin mit deinem Vater. Der Besitzer des Feldes sagte deinem Vater, er solle seinen verdorbenen Weizen sehen; ihr seid beide hingegangen. Ihr nahmt einige Ähren in die Hand, und als ihr sie riebet, zerfielen sie zu Staub, und ihr kehrtet zurück. Als ihr noch eine halbe Stunde von Corps entfernt wart, gab dir dein Vater ein Stück Brot und sagte: Nimm, mein Sohn, iss noch Brot in diesem Jahr; ich weiß nicht, wer es im nächsten Jahr essen wird, wenn der Weizen sich weiter so verdirbt.“

Maximin antwortete: „Oh! Ja, Frau, jetzt erinnere ich mich; vorhin fiel es mir nicht ein.“

Danach sagte diese Dame zu uns: „Nun, meine Kinder, ihr werdet es meinem ganzen Volk bekannt machen.“

Dann überquerte sie den Bach, und zwei Schritte entfernt, ohne sich zu uns umzudrehen, sagte sie noch einmal: „Nun, meine Kinder, ihr werdet es meinem ganzen Volk bekannt machen.“

Sie stieg dann etwa fünfzehn Schritte hinauf bis zu dem Ort, wohin wir gegangen waren, um unsere Kühe zu suchen; aber sie ging über das Gras; ihre Füße berührten nur die Spitzen. Wir folgten ihr; ich ging ein wenig seitlich an der Dame und Maximin vorbei, zwei oder drei Schritte entfernt. Und die schöne Dame erhob sich so (Mélanie macht eine Geste, indem sie ihre Hand einen Meter und mehr hebt); sie schwebte einen Moment so in der Luft. Danach warf sie einen Blick zum Himmel, dann zur Erde; danach sahen wir den Kopf nicht mehr... nicht mehr die Arme... nicht mehr die Füße... es schien, als würde sie

sich auflösen; man sah nur noch ein Licht in der Luft; und dann verschwand das Licht.

Ich sagte zu Maximin: „Ist sie vielleicht eine große Heilige?“ Maximin antwortete mir: „Oh! Wenn wir gewusst hätten, dass sie eine große Heilige ist, hätten wir sie gebeten, uns mitzunehmen.“ Und ich sagte zu ihm: „Und wenn sie noch da wäre?“ Da streckte Maximin die Hand aus, um ein wenig von dem Licht zu erreichen, aber alles war verschwunden. Wir schauten genau hin, um zu sehen, ob wir sie nicht mehr sahen.

Und ich sagte: „Sie will nicht gesehen werden, um uns nicht wissen zu lassen, wohin sie geht.“ Danach gingen wir hinter unseren Kühen her.“

Dies ist Mélanies Bericht; die auf die Frage, wie die Dame gekleidet war, antwortete:

„Sie hatte weiße Schuhe mit Rosen drumherum... es gab sie in allen Farben; sie hatte gelbe Strümpfe, eine gelbe Schürze, ein weißes Kleid, das ganz mit Perlen übersät war, ein weißes Tuch um den Hals, das mit Rosen verziert war, eine hohe Haube, die ein wenig nach vorne hing, mit einer Krone aus Rosen drumherum. Sie hatte eine Kette, an der ein Kreuz mit ihrem Christus hing: rechts eine Zange, links ein Hammer; am Ende des Kreuzes hing eine weitere große Kette wie die Rosen um ihr Halstuch. Sie hatte ein weißes, längliches Gesicht; ich konnte sie nicht lange ansehen, weil sie uns blendete.“

Maximin, separat befragt, erzählt genau denselben Bericht, ohne jegliche Abweichung, weder in der Substanz noch in der Form; deshalb verzichteten wir darauf, ihn hier zu wiederholen.

Es sind unzählige und bizarre, hinterhältige Fragen, die ihnen gestellt wurden, besonders über zwei Jahre hinweg, und unter Verhören von 5, 6, 7 Stunden am Stück mit der Absicht, sie zu verwirren, zu verunsichern und in Widersprüche zu verwickeln. Sicher ist, dass vielleicht nie ein Angeklagter von den Gerichten mit so vielen Schwierigkeiten und Fragen zu einem ihm vorgeworfenen Verbrechen konfrontiert wurde.

Das Geheimnis der beiden Hirtenkinder

Gleich nach der Erscheinung befragten sich Maximin

und Mélanie auf dem Heimweg gegenseitig, warum die große Dame, nachdem sie gesagt hatte „die Trauben werden verfaulen“, ein wenig gezögert hatte zu sprechen und nur die Lippen bewegte, ohne verständlich zu machen, was sie sagte?

Bei dieser gegenseitigen Befragung sagte Maximin zu Mélanie: „Sie hat mir etwas gesagt, aber mir verboten, es dir zu erzählen.“ Sie bemerkten beide, dass sie von der Dame jeweils ein Geheimnis erhalten hatten, mit dem Verbot, es anderen zu erzählen. Nun denke du, lieber Leser, ob Kinder schweigen können.

Es ist unglaublich zu sagen, wie viel getan und versucht wurde, um ihnen dieses Geheimnis irgendwie zu entlocken. Es ist erstaunlich zu lesen, welche tausend und abertausend Versuche zu diesem Zweck von Hunderten und Aberhunderten von Menschen über zwanzig Jahre hinweg unternommen wurden. Bitten, Überraschungen, Drohungen, Beleidigungen, Geschenke und Verführung jeder Art – alles war vergeblich; sie sind undurchdringlich.

Der Bischof von Grenoble, ein achtzigjähriger Mann, glaubte sich verpflichtet, den beiden privilegierten Kindern zu befehlen, ihr Geheimnis wenigstens dem Heiligen Vater, Pius IX., zukommen zu lassen. Auf den Namen des Stellvertreters Jesu Christi hin gehorchten die beiden Hirtenkinder prompt und beschlossen, ein Geheimnis zu offenbaren, das ihnen bis dahin nicht entlockt werden konnte. Sie schrieben es also selbst (seit dem Tag der Erscheinung waren sie zur Schule geschickt worden, jeder separat); dann falteten und versiegelten sie ihren Brief; und all dies in Gegenwart angesehener Personen, die der Bischof selbst als Zeugen ausgewählt hatte. Dann schickte der Bischof zwei Priester, um diesen rätselhaften Bericht nach Rom zu bringen.

Am 18. Juli 1851 übergaben sie Seiner Heiligkeit Pius IX. drei Briefe, davon einen von Monsignore, dem Bischof von Grenoble, der diese beiden Gesandten beglaubigte, während die beiden anderen das Geheimnis der beiden Jugendlichen von La Salette enthielten; jeder von ihnen hatte seinen Brief mit seinem Geheimnis in Gegenwart von Zeugen geschrieben und versiegelt,

die die Echtheit auf dem Umschlag bestätigt hatten. Seine Heiligkeit öffnete die Briefe und begann, den von Maximin zu lesen. „Da ist wirklich“, sagte er, „die Unschuld und Einfachheit eines Kindes.“ Während dieser Lektüre zeigte sich auf dem Gesicht des Heiligen Vaters eine gewisse Erregung; seine Lippen zuckten, seine Wangen schwellen an. „Es handelt sich“, sagte der Papst zu den beiden Priestern, „es handelt sich um Geißeln, mit denen Frankreich bedroht ist. Nicht nur es ist schuldig, sondern auch Deutschland, Italien, ganz Europa, und sie verdienen Strafen. Ich fürchte sehr die religiöse Gleichgültigkeit und die Menschenfurcht.“

Pilgerschar nach La Salette

Die Quelle, bei der die Dame, also die Jungfrau Maria, geruht hatte, war, wie wir sagten, trocken; und nach Aussage aller Hirten und Dorfbewohner der Umgebung gab sie nur nach starken Regenfällen und nach der Schneeschmelze Wasser. Nun begann diese Quelle, die am Tag der Erscheinung noch trocken war, am nächsten Tag zu sprudeln, und seitdem fließt das Wasser klar und rein ohne Unterbrechung.

Dieser kahle, zerklüftete, verlassene Berg, der nur vier Monate im Jahr von Hirten bewohnt wird, ist zum Schauplatz einer immensen Pilgerschar geworden. Ganze Völker strömen von überall her zu diesem privilegierten Berg; weinend vor Rührung, Hymnen und Lieder singend, neigen sie ihre Stirn über diese gesegnete Erde, wo die Stimme Marias erklang; sie küssen ehrfürchtig den von Marias Füßen geheiligten Ort und steigen voller Freude, Vertrauen und Dankbarkeit wieder hinab.

Jeden Tag besucht eine unzählige Menge Gläubiger fromm den Ort des Wunders. Am ersten Jahrestag der Erscheinung (19. September 1847) bedeckten über siebzigtausend Pilger jeden Alters, jeden Geschlechts, jeden Standes und sogar jeder Nation die Fläche dieses Landes...

Aber was die Macht dieser vom Himmel kommenden Stimme noch mehr spüren lässt, ist die wunderbare Veränderung der Sitten bei den Bewohnern von Corps, La Salette, des ganzen Kantons und aller Umgebung, und in fernen Gegenden breitet sie sich

aus... Sie haben aufgehört, sonntags zu arbeiten; sie haben das Fluchen aufgegeben... Sie besuchen die Kirche, folgen der Stimme ihrer Hirten, empfangen die heiligen Sakramente, erfüllen erbaulich das Ostergebot, das bis dahin allgemein vernachlässigt wurde. Ich schweige von den vielen und spektakulären Bekehrungen und den außerordentlichen Gnaden im geistlichen Bereich.

Am Erscheinungsort erhebt sich nun eine majestätische Kirche mit einem sehr großen Gebäude, wo die Reisenden nach der Erfüllung ihrer Andacht bequem ausruhen und auch nach Belieben die Nacht verbringen können.

Nach dem Ereignis von La Salette wurde Mélanie zur Schule geschickt und machte wunderbare Fortschritte in Wissenschaft und Tugend. Aber sie fühlte sich immer so von der Hingabe an die Heilige Jungfrau Maria entflammt, dass sie beschloss, sich ganz ihr zu weihen. Sie trat tatsächlich in den Orden der Unbeschuheten Karmelitinnen ein, wo sie laut der Zeitung *Echo de Fourvière* vom 22. Oktober 1870 von der Heiligen Jungfrau in den Himmel gerufen wurde. Kurz vor ihrem Tod schrieb sie folgenden Brief an ihre Mutter.

11. September 1870.

Geliebte und sehr verehrte Mutter,

Möge Jesus von allen Herzen geliebt werden. – Dieser Brief ist nicht nur für Sie, sondern für alle Bewohner meines geliebten Dorfes Corps. Ein Familienvater, voller Liebe zu seinen Kindern, sah, dass sie ihre Pflichten vergaßen, das ihnen von Gott auferlegte Gesetz verachteten, undankbar wurden, und beschloss, sie streng zu bestrafen. Die Braut des Familienvaters bat um Gnade und ging gleichzeitig zu den beiden jüngsten Kindern des Familienvaters, den schwächsten und unwissendsten. Die Braut, die im Haus ihres Bräutigams (das ist der Himmel) nicht weinen kann, findet auf den Feldern dieser elenden Kinder Tränen in Hülle und Fülle: Sie äußert ihre Ängste und Drohungen, wenn man nicht umkehrt, wenn man

das Gesetz des Hausherrn nicht befolgt. Eine winzige Anzahl von Menschen nimmt die Herzensreform an und beginnt, das heilige Gesetz des Familienvaters zu befolgen; aber ach! die Mehrheit bleibt in der Sünde und versinkt immer tiefer darin. Da sendet der Familienvater Strafen, um sie zu bestrafen und aus diesem Zustand der Verhärtung zu befreien. Diese unglücklichen Kinder denken, sie könnten der Strafe entgehen, packen und zerbrechen die Ruten, die sie schlagen, statt auf die Knie zu fallen, um Gnade und Barmherzigkeit zu erflehen und besonders zu versprechen, ihr Leben zu ändern. Schließlich, noch mehr erzürnt, greift der Familienvater zu einer noch stärkeren Rute und schlägt und wird schlagen, bis man ihn anerkennt, sich demütigt und Barmherzigkeit von dem erbittet, der auf Erden und im Himmel regiert.

Sie haben mich verstanden, liebe Mutter und liebe Bewohner von Corps: Dieser Familienvater ist Gott. Wir sind alle seine Kinder; weder ich noch Sie haben ihn geliebt, wie wir hätten sollen; wir haben seine Gebote nicht so erfüllt, wie es sich gehörte: jetzt bestraft uns Gott. Eine große Anzahl unserer Brüder, die Soldaten sind, stirbt; ganze Familien und Städte werden ins Elend gestürzt; und wenn wir uns nicht zu Gott wenden, ist es nicht vorbei. Paris ist sehr schuldig, weil es einen schlechten Mann belohnt hat, der gegen die Göttlichkeit Jesu Christi geschrieben hat. Die Menschen haben nur eine Zeit, um Sünden zu begehen; aber Gott ist ewig und bestraft die Sünder. Gott ist erzürnt über die Vielzahl der Sünden und weil er fast unbekannt und vergessen ist. Nun, wer kann den Krieg aufhalten, der Frankreich so viel Leid zufügt und der bald in Italien wieder beginnen wird? usw. usw. Wer kann diese Geißel aufhalten?

Es ist notwendig, 1. dass Frankreich erkennt, dass in diesem Krieg allein die Hand Gottes am Werk ist; 2. dass es sich demütigt und mit Geist und Herz um Vergebung seiner Sünden bittet; dass es aufrichtig verspricht, Gott mit Geist und Herz zu dienen und seinen Geboten ohne Menschenfurcht zu gehorchen. Einige beten, bitten Gott um den Triumph von uns Franzosen. Nein, das ist es nicht, was der gute Gott will: Er will die

Bekehrung der Franzosen. Die allerseligste Jungfrau ist nach Frankreich gekommen, und es hat sich nicht bekehrt: Deshalb ist es schuldiger als andere Nationen; wenn es sich nicht demütigt, wird es zutiefst gedemütigt werden. Paris, dieser Herd der Eitelkeit und des Stolzes, wer kann es retten, wenn nicht inbrünstige Gebete zum Herzen des guten Meisters aufsteigen?

Ich erinnere mich, liebe Mutter und liebste Bewohner meines geliebten Heimatortes, ich erinnere mich an jene frommen Prozessionen, die Sie auf dem heiligen Berg von La Salette abgehalten haben, damit der Zorn Gottes Ihr Land nicht treffe! Die Heilige Jungfrau erhörte Ihre inbrünstigen Gebete, Ihre Bußübungen und alles, was Sie aus Liebe zu Gott getan haben. Ich denke und hoffe, dass Sie jetzt umso mehr schöne Prozessionen für die Rettung Frankreichs abhalten müssen; nämlich damit Frankreich zu Gott zurückkehrt, denn Gott wartet nur darauf, die Rute zurückzuziehen, mit der er sein aufsässiges Volk schlägt. Lasst uns also viel beten, ja, beten; halten Sie Ihre Prozessionen ab, wie Sie es 1846 und 1847 getan haben: Glauben Sie mir, Gott hört immer die aufrichtigen Gebete demütiger Herzen. Lasst uns viel beten, lasst uns immer beten. Ich habe Napoleon nie geliebt, denn ich erinnere mich an sein ganzes Leben. Möge der göttliche Erlöser ihm all das Böse vergeben, das er getan hat; und das er noch tut!

Erinnern wir uns, dass wir geschaffen sind, um Gott zu lieben und zu dienen, und dass es außerhalb dessen kein wahres Glück gibt. Die Mütter sollen ihre Kinder christlich erziehen, denn die Zeit der Trübsale ist noch nicht vorbei. Wenn ich Ihnen die Anzahl und die Art dieser Trübsale offenbaren würde, wären Sie entsetzt. Aber ich will Sie nicht erschrecken; vertrauen Sie auf Gott, der uns unendlich mehr liebt, als wir ihn lieben können. Lasst uns beten, beten, und die gute, die göttliche, die zarte Jungfrau Maria wird immer bei uns sein: Das Gebet entwaffnet den Zorn Gottes; das Gebet ist der Schlüssel zum Paradies.

Lasst uns für unsere armen Soldaten beten, lasst uns für so viele verzweifelte Mütter beten, die ihre Kinder verloren haben, lasst uns uns selbst unserer guten himmlischen Mutter weihen. Lasst uns für diese Blinden beten, die nicht sehen, dass es die Hand Gottes ist, die jetzt Frankreich schlägt. Lasst uns viel beten und Buße tun. Halten Sie alle fest an der heiligen Kirche und an unserem Heiligen Vater, der ihr sichtbares Haupt und der Stellvertreter unseres Herrn Jesus Christus auf Erden ist. In Ihren Prozessionen, in Ihren Bußübungen, beten Sie viel für ihn. Schließlich bewahren Sie den Frieden, lieben Sie sich wie Geschwister, versprechen Sie Gott, seine Gebote zu befolgen und sie wirklich zu halten. Und durch die Barmherzigkeit Gottes werden Sie glücklich sein und einen guten und heiligen Tod haben, den ich Ihnen allen wünsche, indem ich Sie alle unter den Schutz der erhabenen Jungfrau Maria stelle. Ich umarme Sie herzlich (die Verwandten). Meine Gesundheit liegt im Kreuz. Das Herz Jesu wacht über mich.

Maria vom Kreuz, Opfer Jesu

Erster Teil der Veröffentlichung „Erscheinung der Heiligen Jungfrau auf dem Berg von La Salette mit anderen wunderbaren Ereignissen, gesammelt aus öffentlichen Dokumenten von Priester Johannes Bosco“, Turin, Druckerei des Oratoriums des hl. Franz von Sales, 1871

Der Ehrwürdige Monsignore Stefano Ferrando

Msgr. Stefano Ferrando war ein außergewöhnliches Beispiel für missionarische Hingabe und bischöflichen Dienst, der das

salesianische Charisma mit einer tiefen Berufung zum Dienst an den Ärmsten verband. 1895 im Piemont geboren, trat er jung in die Salesianer-Kongregation ein und widmete sich nach seinem Militärdienst im Ersten Weltkrieg, der ihm die silberne Tapferkeitsmedaille einbrachte, dem Apostolat in Indien. Als Bischof von Krishnagar und später von Shillong wanderte er über dreißig Jahre lang unermüdlich unter den Menschen, förderte die Evangelisierung mit Demut und tiefer pastoraler Liebe. Er gründete Institutionen, unterstützte Laienkatecheten und verkörperte in seinem Leben das Motto „Apostel Christi“. Sein Leben war ein Beispiel für Glauben, Hingabe an Gott und totale Selbstlosigkeit und hinterließ ein geistiges Erbe, das die salesianische Mission in der Welt weiterhin inspiriert.

Der ehrwürdige Msgr. Stefano Ferrando verstand es, seine salesianische Berufung mit seinem missionarischen Charisma und seinem bischöflichen Dienst zu verbinden. Er wurde am 28. September 1895 in Rossiglione (Genua, Diözese Acqui) als Sohn von Agostino und Giuseppina Salvi geboren und zeichnete sich durch eine glühende Liebe zu Gott und eine innige Verehrung der Heiligen Jungfrau Maria aus. Im Jahr 1904 trat er in die Salesianerschule ein, zunächst in Fossano und dann in Turin-Valdocco, wo er die Nachfolger Don Boscos und die erste Generation der Salesianer kennen lernte und seine priesterlichen Studien aufnahm; in der Zwischenzeit hegte er den Wunsch, als Missionar zu gehen. Am 13. September 1912 legte er in der Salesianerkongregation von Foglizzo seine erste Ordensprofess ab. 1915 wurde er zu den Waffen gerufen und nahm am Ersten Weltkrieg teil. Für seinen Mut wurde er mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1918 legte er am 26. Dezember 1920 die ewigen Gelübde ab.

Am 18. März 1923 wurde er in Borgo San Martino (Alessandria) zum Priester geweiht. Am 2. Dezember desselben Jahres schiffte er sich mit neun Gefährten in Venedig als Missionar nach Indien ein. Nach einer 16-tägigen Reise kam die Gruppe am 18. Dezember in Bombay und am 23. Dezember in Shillong, dem Ort

seines neuen Apostolats, an. Als Novizenmeister erzog er die jungen Salesianer in der Liebe zu Jesus und Maria und hatte einen großen apostolischen Geist.

Am 9. August 1934 ernannte ihn Papst Pius XI. zum Bischof von Krishnagar. Sein Wahlspruch war „Apostel Christi“. Am 26. November 1935 wurde er nach Shillong versetzt, wo er 34 Jahre lang Bischof blieb. In einer schwierigen kulturellen, religiösen und sozialen Situation bemühte sich Msgr. Ferrando unermüdlich um die Nähe zu den Menschen, die ihm anvertraut waren, und arbeitete mit großem Eifer in der riesigen Diözese, die die gesamte Region Nordostindiens umfasste. Er zog es vor, zu Fuß zu reisen und nicht mit dem Auto, das ihm zur Verfügung gestanden hätte: So konnte er den Menschen begegnen, anhalten und mit ihnen sprechen, sich auf ihr Leben einlassen. Dieser direkte Kontakt mit dem Leben der Menschen war einer der Hauptgründe für die Fruchtbarkeit seiner evangelischen Verkündigung: Demut, Einfachheit und Liebe zu den Armen führten dazu, dass sich viele bekehrten und die Taufe erbat. Er gründete ein Seminar für die Ausbildung junger indischer Salesianer, baute ein Krankenhaus, errichtete ein Heiligtum, das Maria, der Helferin der Christen, geweiht war, und gründete die erste Kongregation einheimischer Schwestern, die Kongregation der Missionsschwestern von Maria, Hilfe der Christen (1942).

Als Mann mit starkem Charakter ließ er sich angesichts unzähliger Schwierigkeiten, denen er mit einem Lächeln und Sanftmut begegnete, nicht entmutigen. Beharrlichkeit im Angesicht von Hindernissen war eine seiner Haupteigenschaften. Er bemühte sich, die Botschaft des Evangeliums mit der lokalen Kultur, in die sie eingebettet werden sollte, zu verbinden. Er war unerschrocken bei seinen Pastoralbesuchen, die er in die entlegensten Orte der Diözese unternahm, um die letzten verlorenen Schafe wiederzufinden. Besondere Sensibilität und Förderung zeigte er für die Laienkatecheten, die er als Ergänzung der bischöflichen Mission betrachtete und von denen ein großer Teil der Fruchtbarkeit der Verkündigung des

Evangeliums und seiner Durchdringung des Territoriums abhing. Seine Aufmerksamkeit für die Familienpastoral war ebenfalls immens. Trotz seiner zahlreichen Verpflichtungen war der Ehrwürdige ein Mann mit einem reichen Innenleben, das von Gebet und Besinnung genährt wurde. Als Seelsorger wurde er von seinen Schwestern, Priestern, Salesianerbrüdern und im Bischofsamt ebenso geschätzt wie von den Menschen, die sich ihm sehr nahe fühlten. Er setzte sich kreativ für seine Herde ein, kümmerte sich um die Armen, verteidigte die Unberührbaren, behandelte die Cholerakranken.

Die Eckpfeiler seiner Spiritualität waren seine kindliche Verbundenheit mit der Jungfrau Maria, sein missionarischer Eifer, sein ständiger Bezug auf Don Bosco, wie er in seinen Schriften und in seiner gesamten missionarischen Tätigkeit zum Ausdruck kommt. Der leuchtendste und heroischste Moment seines tugendhaften Lebens war sein Abschied von der Diözese Shillong. Msgr. Ferrando musste dem Heiligen Vater noch im Vollbesitz seiner körperlichen und geistigen Kräfte seinen Rücktritt einreichen, um die Ernennung seines Nachfolgers zu ermöglichen, der nach den Anweisungen seiner Oberen aus den von ihm ausgebildeten einheimischen Priestern ausgewählt werden sollte. Es war ein besonders schmerzlicher Moment, den der große Bischof mit Demut und Gehorsam erlebte. Er verstand, dass es an der Zeit war, sich im Gebet zurückzuziehen, wie es der Wille des Herrn war.

Er kehrte 1969 nach Genua zurück und setzte seine pastorale Tätigkeit fort, leitete die Feierlichkeiten zur Firmung und widmete sich dem Bußsakrament.

Bis zuletzt blieb er dem Ordensleben der Salesianer treu, entschied sich für ein Leben in Gemeinschaft und verzichtete auf die Privilegien, die ihm sein Bischofsamt hätte einräumen können. In Italien war er weiterhin „a missionary“. Nicht „a missionary who moves, but [...] a missionary who is“: nicht ein Missionar, der sich bewegt, sondern ein Missionar, der ist. Sein Leben in dieser letzten Zeit wurde zu einem „strahlenden“ Leben. Er wurde zu einem „Missionar des Gebets“, der sagte: „Ich bin froh, dass ich weggegangen bin, damit andere diese

wunderbaren Werke übernehmen können“.

Von Genua Quarto aus fuhr er fort, die Mission in Assam zu beleben, das Bewusstsein zu schärfen und finanzielle Hilfe zu leisten. Er lebte diese Stunde der Läuterung mit einem Geist des Glaubens, der Hingabe an den Willen Gottes und des Gehorsams, wobei er mit seinen eigenen Händen die volle Bedeutung des evangelischen Ausdrucks „wir sind nur unnütze Diener“ berührte und mit seinem Leben das *caetera tolle*, den Aspekt der Selbstlosigkeit und der Opferbereitschaft der salesianischen Berufung bestätigte. Er starb am 20. Juni 1978 und wurde in Rossiglione, seinem Heimatort, beigesetzt. Im Jahr 1987 wurden seine sterblichen Überreste nach Indien zurückgebracht.

In der Fügsamkeit gegenüber dem Heiligen Geist hat er eine fruchtbare pastorale Tätigkeit ausgeübt, die sich in einer großen Liebe zu den Armen, in der Demut des Geistes und der brüderlichen Nächstenliebe, in der Freude und dem Optimismus des salesianischen Geistes offenbart hat.

Zusammen mit vielen Missionaren, die mit ihm das Abenteuer des Geistes in Indien geteilt haben, darunter die Diener Gottes Francesco Convertini, Costantino Vendrame und Oreste Marengo, hat Msgr. Ferrando eine neue Missionsmethode eingeführt: die des Wandermissionars. Dieses Beispiel ist eine Warnung der Vorsehung, vor allem für Ordensgemeinschaften, die von einem Prozess der Institutionalisierung und Schließung bedroht sind, nicht die Leidenschaft zu verlieren, hinauszugehen, um Menschen und Situationen größter materieller und geistiger Armut und Not zu begegnen, dorthin zu gehen, wo niemand hingehen will, und sich anzuvertrauen, wie sie es tat. „Ich schaue mit Zuversicht in die Zukunft, im Vertrauen auf Maria, die Helferin der Christen... Ich werde mich Maria, der Helferin der Christen, anvertrauen, die mich schon vor so vielen Gefahren bewahrt hat“.

Heilige Monika, Mutter des Heiligen Augustinus, Zeugin der Hoffnung

Eine Frau von unerschütterlichem Glauben, deren fruchtbare Tränen von Gott nach siebzehn langen Jahren erhört wurden. Ein Vorbild für die ganze Kirche als Christin, Ehefrau und Mutter. Eine Zeugin der Hoffnung, die sich im Himmel in eine mächtige Fürsprecherin verwandelte. Don Bosco selbst empfahl Müttern, die unter dem wenig christlichen Leben ihrer Kinder litten, sich ihr im Gebet anzuvertrauen.

In der großen Galerie der Heiligen, die die Geschichte der Kirche geprägt haben, nimmt die heilige Monika (331-387) einen einzigartigen Platz ein. Nicht wegen spektakulärer Wunder, nicht wegen der Gründung religiöser Gemeinschaften, nicht wegen bedeutender sozialer oder politischer Unternehmungen. Monika wird vor allem als Mutter erinnert und verehrt, die Mutter des Augustinus, des unruhigen jungen Mannes, der dank ihrer Gebete, ihrer Tränen und ihres Glaubenszeugnisses zu einem der größten Kirchenväter und Kirchenlehrer des katholischen Glaubens wurde.

Doch ihre Figur auf die mütterliche Rolle zu beschränken, wäre ungerecht und reduzierend. Monika ist eine Frau, die ihr gewöhnliches Leben – Ehefrau, Mutter, Gläubige – auf außergewöhnliche Weise zu leben wusste, indem sie den Alltag durch die Kraft des Glaubens verklärte. Sie ist ein Beispiel für Ausdauer im Gebet, Geduld in der Ehe, unerschütterliche Hoffnung angesichts der Abwege ihres Sohnes.

Die Nachrichten über ihr Leben stammen fast ausschließlich aus den *Bekennnissen* des Augustinus, einem Text, der keine Chronik, sondern eine theologische und spirituelle Lesart der

Existenz ist. Doch auf diesen Seiten zeichnet Augustinus ein unvergessliches Porträt seiner Mutter: nicht nur eine gute und fromme Frau, sondern ein authentisches Modell christlichen Glaubens, eine „Mutter der Tränen“, die zur Quelle der Gnade werden.

Die Ursprünge in Tagaste

Monika wurde 331 in Tagaste, einer Stadt in Numidien, dem heutigen [Souk Ahras](#) in Algerien, geboren. Es war ein lebhaftes Zentrum, geprägt von römischer Präsenz und einer bereits verwurzelten christlichen Gemeinde. Sie stammte aus einer wohlhabenden christlichen Familie: Der Glaube war bereits Teil ihres kulturellen und spirituellen Horizonts.

Ihre Erziehung war geprägt vom Einfluss einer strengen Amme, die sie zu Nüchternheit und Mäßigung erzog. Der heilige Augustinus wird über sie schreiben: *„Nicht ihre, sondern deine Gaben in ihr will ich preisen. Denn sie hatte sich ja nicht selbst erschaffen oder erzogen; du hast sie erschaffen, und weder Vater noch Mutter wußten, was aus ihrem Kinde werden würde. Es unterwies sie in deiner Furcht die Zucht Jesu Christi, das Walten deines einzigen Sohnes in einem gläubigen Hause, das ein gutes Glied deiner Kirche war.“* (Bekenntnisse IX, 8, 17).

In denselben *Bekenntnissen* erzählt Augustinus auch eine bedeutsame Episode: Die junge Monika hatte sich angewöhnt, kleine Schlucke Wein aus dem Keller zu trinken, bis eine Dienerin sie tadelte und sie „Trunkenboldin“ nannte. Dieser Tadel genügte ihr, um sich endgültig zu bessern. Diese scheinbar unbedeutende Anekdote zeigt ihre Ehrlichkeit, ihre eigenen Sünden zu erkennen, sich korrigieren zu lassen und in Tugend zu wachsen.

Im Alter von 23 Jahren wurde Monika mit Patricius verheiratet, einem heidnischen Stadtbeamten, der für seinen cholerischen Charakter und seine eheliche Untreue bekannt war. Das Eheleben war nicht einfach: Das Zusammenleben mit einem impulsiven und vom christlichen Glauben entfernten Mann stellte ihre Geduld

auf eine harte Probe.

Doch Monika verzweifelte nie. Mit einer Haltung der Sanftmut und des Respekts wusste sie das Herz ihres Mannes allmählich zu gewinnen. Sie antwortete nicht hart auf Wutausbrüche, schürte keine unnötigen Konflikte. Mit der Zeit trug ihre Beständigkeit Früchte: Patricius bekehrte sich und empfing die Taufe kurz vor seinem Tod.

Monikas Zeugnis zeigt, wie Heiligkeit nicht unbedingt in aufsehenerregenden Gesten zum Ausdruck kommt, sondern in der täglichen Treue, in der Liebe, die schwierige Situationen langsam zu verwandeln weiß. In diesem Sinne ist sie ein Vorbild für viele Ehefrauen und Mütter, die Ehen leben, die von Spannungen oder Glaubensunterschieden geprägt sind.

Monika als Mutter

Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor: Augustinus, Navigius und eine Tochter, deren Name uns nicht bekannt ist. Monika schenkte ihnen all ihre Liebe, aber vor allem ihren Glauben. Navigius und die Tochter folgten einem geradlinigen christlichen Weg: Navigius wurde Priester; die Tochter schlug den Weg der geweihten Jungfräulichkeit ein. Augustinus hingegen wurde bald zum Mittelpunkt ihrer Sorgen und Tränen. Schon als Junge zeigte Augustinus eine außergewöhnliche Intelligenz. Monika schickte ihn zum Rhetorikstudium nach [Karthago](#), in dem Wunsch, ihm eine glänzende Zukunft zu sichern. Doch zusammen mit den intellektuellen Fortschritten kamen auch die Versuchungen: Sinnlichkeit, Weltlichkeit, schlechte Gesellschaft. Augustinus nahm die manichäische Lehre an, überzeugt, dort rationale Antworten auf das Problem des Bösen zu finden. Außerdem begann er, ohne zu heiraten, mit einer Frau zusammenzuleben, mit der er einen Sohn, Adeodatus, hatte. Die Abwege des Sohnes veranlassten Monika, ihm die Aufnahme in ihr Haus zu verweigern. Doch deshalb hörte sie nicht auf, für ihn zu beten und Opfer darzubringen: *„Tag und Nacht brachte meine Mutter blutenden Herzens für mich ein Tränenopfer dar“* (Bekenntnisse V, 7,13) und sie *„weinte, mehr als sonst die Mütter über den leiblichen Tod ihrer Kinder*

weinen“ (Bekenntnisse III, 11,19).

Für Monika war es eine tiefe Wunde: Der Sohn, den sie im Schoß Christus geweiht hatte, ging verloren. Der Schmerz war unbeschreiblich, aber sie hörte nie auf zu hoffen. Augustinus selbst wird schreiben: *„Hätte dieser Schlag das Herz meiner Mutter getroffen, sie wäre nie davon genesen. Denn mit Worten kann ich es nicht ausdrücken, wie ihr Herz für mich schlug und wie ihre Bekümmernis um meine geistige Wiedergeburt weit größer war als bei meiner leiblichen Geburt.“* (Bekenntnisse V, 9,16)

Es stellt sich spontan die Frage: Warum ließ Monika Augustinus nicht sofort nach der Geburt taufen?

Tatsächlich war die Kindertaufe, obwohl bereits bekannt und praktiziert, noch keine universelle Praxis. Viele Eltern zogen es vor, sie auf das Erwachsenenalter zu verschieben, da sie sie als „endgültige Waschung“ betrachteten: Sie befürchteten, dass, wenn der Getaufte schwer sündigen würde, das Heil gefährdet wäre. Außerdem hatte Patricius, noch Heide, kein Interesse daran, seinen Sohn im christlichen Glauben zu erziehen.

Heute sehen wir deutlich, dass dies eine unglückliche Wahl war, da die Taufe uns nicht nur zu Kindern Gottes macht, sondern uns auch die Gnade schenkt, Versuchungen und Sünde zu überwinden.

Eines steht jedoch fest: Wäre er als Kind getauft worden, hätte Monika sich und ihrem Sohn so viel Leid erspart.

Das stärkste Bild von Monika ist das einer Mutter, die betet und weint. Die *Bekenntnisse* beschreiben sie als unermüdliche Frau, die bei Gott für ihren Sohn Fürsprache einlegt.

Eines Tages beruhigte sie ein Bischof von Tagaste – nach einigen derselbe Ambrosius – mit Worten, die berühmt geblieben sind: *„Geh, der Sohn so vieler Tränen kann nicht verloren gehen“*. Dieser Satz wurde Monikas Leitstern, die Bestätigung, dass ihr mütterlicher Schmerz nicht umsonst war, sondern Teil eines geheimnisvollen Gnadenplans.

Hartnäckigkeit einer Mutter

Monikas Leben war auch eine Pilgerreise auf den Spuren des Augustinus. Als der Sohn beschloss, heimlich nach Rom aufzubrechen, scheute Monika keine Mühe; sie gab die Sache nicht verloren, sondern folgte ihm und suchte ihn, bis sie ihn fand. Sie erreichte ihn in Mailand, wo Augustinus einen Lehrstuhl für Rhetorik erhalten hatte. Dort fand sie in dem heiligen Ambrosius, dem Bischof der Stadt, einen geistlichen Führer. Zwischen Monika und Ambrosius entstand eine tiefe Harmonie: Sie erkannte in ihm den Hirten, der ihren Sohn führen konnte, während Ambrosius ihren unerschütterlichen Glauben bewunderte.

In Mailand eröffnete die Predigt des Ambrosius Augustinus neue Perspektiven. Er gab den Manichäismus allmählich auf und begann, das Christentum mit neuen Augen zu sehen. Monika begleitete diesen Prozess schweigend: Sie drängte nicht, verlangte keine sofortigen Bekehrungen, sondern betete und unterstützte ihn und blieb ihm bis zu seiner Bekehrung zur Seite.

Die Bekehrung des Augustinus

Gott schien sie nicht zu erhören, aber Monika hörte nie auf zu beten und Opfer für ihren Sohn darzubringen. Nach siebzehn Jahren wurden ihre Bitten endlich erhört – und wie! Augustinus wurde nicht nur Christ, sondern auch Priester, Bischof, Kirchenlehrer und Kirchenvater.

Er selbst erkennt es an: *„Aber du, waltend in der Höhe und das Hauptziel ihrer Wünsche erhörend, kümmerst dich nicht um ihren augenblicklichen Wunsch, um aus mir zu machen, was ihr stetes Flehen war.“* (Bekenntnisse V, 8,15)

Der entscheidende Moment kam im Jahr 386. Augustinus, innerlich gequält, kämpfte gegen Leidenschaften und den Widerstand seines Willens. In der berühmten Episode im Garten von Mailand, als er die Stimme eines Kindes hörte, das *„Tolle, lege“* („Nimm, lies“) sagte, öffnete er den Römerbrief und las die Worte, die sein Leben veränderten: *„Zieht den Herrn Jesus*

Christus an, und heget nicht für das Fleisch Fürsorge zu Begierlichkeiten“ (Röm 13,14).

Das war der Beginn seiner Bekehrung. Zusammen mit seinem Sohn Adeodatus und einigen Freunden zog er sich nach Cassiciacum zurück, um sich auf die Taufe vorzubereiten. Monika war bei ihnen, teilhabend an der Freude, endlich die Gebete so vieler Jahre erhört zu sehen.

In der Osternacht des Jahres 387 taufte Ambrosius in der Kathedrale von Mailand Augustinus, Adeodatus und die anderen Katechumenen. Monikas Tränen des Schmerzes verwandelten sich in Tränen der Freude. Sie blieb weiterhin in seinem Dienst, so dass Augustinus in Cassiciacum sagen wird: *„Sie kümmerte sich um uns, als wäre sie die Mutter aller, und diente uns, als wäre sie die Tochter aller“.*

Ostia: die Ekstase und der Tod

Nach der Taufe bereiteten sich Monika und Augustinus auf die Rückkehr nach Afrika vor. In [Ostia](#), während sie auf das Schiff warteten, erlebten sie einen Moment intensivster Spiritualität. Die *Bekenntnisse* erzählen von der Ekstase von Ostia: Mutter und Sohn, an einem Fenster stehend, betrachteten gemeinsam die Schönheit der Schöpfung und erhoben sich zu Gott, die Seligkeit des Himmels vorkostend.

Monika wird sagen: *„Mein Sohn, ich für meine Person werde an nichts mehr Freude empfinden. Was ich nun hier noch tun soll und warum ich hier bin, weiß ich nicht, da ich von dieser Zeitlichkeit nichts mehr erhoffe. Nur um dich vor meinem Tode als katholischen Christen zu sehen, wollte ich einzig und allein noch eine Zeitlang am Leben bleiben. Über mein Hoffen hinaus bat Gott mir meine Bitte erfüllt, da ich dich jetzt als seinen Knecht erblicke, der aller irdischen Glückseligkeit entsagt hat. Was tue ich nun noch hier?“* (Bekenntnisse IX, 10,11). Sie hatte ihr irdisches Ziel erreicht.

Einige Tage später erkrankte Monika schwer. Als sie das Ende nahen fühlte, sagte sie zu ihren Kindern: *„Begrabet diesen Leib, wo ihr wollt; machet euch um ihn keine Sorge. Nur darum bitte ich: gedenket meiner am Altare Gottes, wo ihr auch*

seid“. Das war die Zusammenfassung ihres Lebens: Ihr war der Ort der Bestattung nicht wichtig, sondern die Verbindung im Gebet und in der Eucharistie.

Sie starb im Alter von 56 Jahren am 12. November 387 und wurde in Ostia begraben. Im 6. Jahrhundert wurden ihre Reliquien in eine versteckte Krypta in derselben [Kirche Sant'Aurea](#) überführt. Im Jahr 1425 wurden die Reliquien nach Rom in die [Basilika Sant'Agostino in Campo Marzio](#) überführt, wo sie noch heute verehrt werden.

Das spirituelle Profil Monikas

Augustinus beschreibt seine Mutter mit wohlüberlegten Worten: *„[...] ihrem Äußeren nach ein Weib, aber mit männlichem Glauben mit der Sicherheit des Alters, der Liebe einer Mutter und der Gottseligkeit einer Christin [...]“*. (Bekenntnisse IX, 4, 8).

Und weiter:

„[...]einer keuschen und eingezogen lebenden Witwe [...] Sie gab fleißig Almosen, war deinen Heiligen gefällig und dienstbar, versäumte keinen Tag das Opfer an deinem Altare, kam regelmäßig zweimal am Tage, früh und morgens, in die Kirche, nicht eitlen Klatsches und müßiger Altweibergeschichten wegen, sondern damit sie dich in deinem Worte hörte und du sie in ihrem Gebete. Hättest du die Tränen einer solchen Frau, die dich nicht um Silber und Gold, nicht um irgendein veränderliches und flüchtiges Gut, sondern um das Seelenheil ihres Sohnes anflehte, hättest du sie, dessen Gnade sie so geschaffen hat, verachten und ihr deinen Beistand verweigern können? Nein, o Herr, gewiß nicht, sondern du warst ihr nahe, erhörtest sie und handeltest nach der Ordnung, die du deinem Wirken vorherbestimmt hattest.“ (Bekenntnisse V, 9,17).

Aus diesem augustinischen Zeugnis geht eine Figur von überraschender Aktualität hervor.

Sie war eine Frau des Gebets: Sie hörte nie auf, Gott um das Heil ihrer Lieben anzurufen. Ihre Tränen werden zum Modell beharrlicher Fürbitte.

Sie war eine treue Ehefrau: In einer schwierigen Ehe

antwortete sie nie mit Groll auf die Härte ihres Mannes. Ihre Geduld und Sanftmut waren Werkzeuge der Evangelisierung.

Sie war eine mutige Mutter: Sie verließ ihren Sohn in seinen Abwegen nicht, sondern begleitete ihn mit zäher Liebe, fähig, den Zeiten Gottes zu vertrauen.

Sie war eine Zeugin der Hoffnung: Ihr Leben zeigt, dass keine Situation hoffnungslos ist, wenn sie im Glauben gelebt wird.

Die Botschaft Monikas gehört nicht nur dem 4. Jahrhundert an. Sie spricht auch heute noch, in einem Kontext, in dem viele Familien Spannungen erleben, Kinder sich vom Glauben entfernen, Eltern die Mühe des Wartens erfahren.

Den Eltern lehrt sie, nicht aufzugeben, zu glauben, dass die Gnade auf geheimnisvolle Weise wirkt.

Christlichen Frauen zeigt sie, wie Sanftmut und Treue schwierige Beziehungen verwandeln können.

Jedem, der sich im Gebet entmutigt fühlt, bezeugt sie, dass Gott erhört, auch wenn die Zeiten nicht mit unseren übereinstimmen.

Es ist kein Zufall, dass viele Verbände und Bewegungen Monika zur Schutzpatronin der christlichen Mütter und der Frauen gewählt haben, die für ihre vom Glauben entfernten Kinder beten.

Eine einfache und außergewöhnliche Frau

Das Leben der heiligen Monika ist die Geschichte einer einfachen und zugleich außergewöhnlichen Frau. Einfach, weil sie im Alltag einer Familie gelebt wurde, außergewöhnlich, weil sie vom Glauben verklärt wurde. Ihre Tränen und Gebete haben einen Heiligen geformt und durch ihn die Geschichte der Kirche tiefgreifend beeinflusst.

Ihr Gedenktag, der am 27. August, am Vorabend des Festes des heiligen Augustinus, gefeiert wird, erinnert uns daran, dass Heiligkeit oft durch verborgene Ausdauer, stilles Opfer und Hoffnung, die nicht enttäuscht, geht.

In den Worten des Augustinus, die er an Gott für seine Mutter richtete, finden wir die Zusammenfassung ihres geistlichen Erbes: *„Ich kann nicht genug sagen, wie sehr meine Seele ihr,*

mein Gott, zu Dank verpflichtet ist; aber du weißt alles. Vergilt ihr mit deiner Barmherzigkeit, was sie dich mit so vielen Tränen für mich bat“ (Bekenntnisse IX, 13).

Die heilige Monika hat durch die Ereignisse ihres Lebens das ewige Glück erreicht, das sie selbst definierte: *„Das Glück besteht zweifellos im Erreichen des Ziels, und man muss darauf vertrauen, dass wir durch einen festen Glauben, eine lebendige Hoffnung und eine glühende Liebe dorthin geführt werden können“ (Das Glück 4,35).*

Hinauf! Der heilige Pier Giorgio Frassati

„Liebe Jugendliche, unsere Hoffnung ist Jesus. Er ist es, wie der heilige Johannes Paul II. sagte, „der in euch etwas entfacht: die Sehnsucht, aus eurem Leben etwas Großes zu machen [...], um euch selbst und die Gesellschaft besser zu machen, damit sie menschlicher und geschwisterlicher werde“ (XV. Weltjugendtag, Gebetsvigil, 19. August 2000). Bleiben wir mit Ihm verbunden, bleiben wir immer in seiner Freundschaft, indem wir sie durch Gebet, Anbetung, die eucharistische Kommunion, häufige Beichte und großzügige Nächstenliebe pflegen, wie es uns die seligen Pier Giorgio Frassati und Carlo Acutis gelehrt haben, die bald heiliggesprochen werden. „Strebt nach Großem, nach Heiligkeit, wo immer ihr auch seid. Gebt euch nicht mit weniger zufrieden. Dann werdet ihr jeden Tag in euch und um euch herum das Licht des Evangeliums wachsen sehen“ (Papst Leo XIV. – Predigt zum Jugendjubiläum – 3. August 2025).

Pier Giorgio und Don Cojazzi

Senator Alfredo Frassati, Botschafter des Königreichs Italien in Berlin, war Eigentümer und Herausgeber der Turiner Tageszeitung La Stampa. Die Salesianer standen bei ihm in großer Dankesschuld. Anlässlich der großen skandalösen Inszenierung, bekannt als „Die Vorfälle von Varazze“, bei der versucht worden war, den Ruf der Salesianer zu beschmutzen, hatte Frassati sie verteidigt. Während selbst einige katholische Zeitungen angesichts der schwerwiegenden und schmerzlichen Anschuldigungen verwirrt und orientierungslos schienen, hatte La Stampa nach einer schnellen Untersuchung die Schlussfolgerungen der Justiz vorweggenommen und die Unschuld der Salesianer verkündet. Als daher aus dem Hause Frassati die Bitte um einen Salesianer kam, der die beiden Söhne des Senators, Pier Giorgio und Luciana, in ihren Studien begleiten sollte, fühlte sich Don Paolo Albera, der Generalobere, verpflichtet, zuzustimmen. Er schickte Don Antonio Cojazzi (1880-1953). Er war der richtige Mann: gute Bildung, jugendliches Temperament und eine außergewöhnliche Kommunikationsfähigkeit. Don Cojazzi hatte 1905 in Literatur und 1906 in Philosophie promoviert und nach einer ernsthaften Weiterbildung in England das Diplom zur Lehrbefähigung für die englische Sprache erworben.

Im Hause Frassati wurde Don Cojazzi mehr als nur der „Hauslehrer“, der die Jungen betreute. Er wurde ein Freund, besonders von Pier Giorgio, über den er sagen sollte: „Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und Lyzeum, wobei der Unterricht in den ersten Jahren täglich stattfand. Ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung“. Pier Giorgio, der zu einem der führenden jungen Leute der Katholischen Aktion in Turin wurde, hörte sich die Vorträge und Lektionen an, die Don Cojazzi den Mitgliedern des C. Balbo-Zirkels hielt, verfolgte mit Interesse die Rivista dei Giovani und stieg manchmal nach Valsalice hinauf, um in entscheidenden Momenten Licht und Rat zu suchen.

Ein Moment der Bekanntheit

Pier Giorgio erlebte ihn während des Nationalkongresses der italienischen Katholischen Jugend im Jahr 1921: fünfzigtausend Jugendliche, die singend und betend durch Rom zogen. Pier Giorgio, Student am Polytechnikum, trug die dreifarbige Fahne des Turiner Zirkels C. Balbo. Plötzlich umzingelten die königlichen Truppen den riesigen Zug und stürmten ihn, um die Fahnen zu entreißen. Man wollte Unruhen verhindern. Ein Zeuge erzählte: „Sie schlagen mit den Gewehrkolben, packen, zerbrechen, reißen unsere Fahnen. Ich sehe Pier Giorgio im Kampf mit zwei Wachen. Wir eilen ihm zu Hilfe, und die Fahne, mit zerbrochenem Stock, bleibt in seinen Händen. Mit Gewalt in einen Hof gesperrt, werden die katholischen Jugendlichen von der Polizei verhört. Der Zeuge ruft den Dialog in Erinnerung, der mit den in solchen Situationen üblichen Manieren und Höflichkeiten geführt wurde:

– Und du, wie heißt du?

– Pier Giorgio Frassati, Sohn des Alfredo.

– Was macht dein Vater?

– Botschafter Italiens in Berlin.

Erstaunen, Tonwechsel, Entschuldigungen, Angebot sofortiger Freiheit.

– Ich gehe, wenn die anderen gehen.

Inzwischen geht das bestialische Schauspiel weiter. Ein Priester wird buchstäblich in den Hof geworfen, mit zerrissenem Talar und blutender Wange... Gemeinsam knieten wir im Hof auf dem Boden, als dieser zerlumpte Priester den Rosenkranz erhob und sagte: Jungs, für uns und für diejenigen, die uns geschlagen haben, lasst uns beten!“.

Er liebte die Armen

Pier Giorgio liebte die Armen, er suchte sie in den entlegensten Vierteln der Stadt auf; er stieg die engen und dunklen Treppen hinauf; er betrat die Dachböden, wo nur Elend und Schmerz wohnten. Alles, was er in der Tasche hatte, war für andere, wie alles, was er im Herzen trug. Er verbrachte Nächte am Krankenbett unbekannter Kranker. Eines Nachts, als er nicht nach Hause kam, rief der immer ängstlichere Vater die

Polizeistation und die Krankenhäuser an. Um zwei Uhr hörte man den Schlüssel in der Tür drehen und Pier Giorgio trat ein. Papa explodierte:

– Hör mal, du kannst tagsüber, nachts draußen sein, niemand sagt dir etwas. Aber wenn du so spät kommst, sag Bescheid, ruf an!

Pier Giorgio sah ihn an und antwortete mit der üblichen Einfachheit:

– Papa, wo ich war, gab es kein Telefon.

Die Konferenzen des Hl. Vinzenz von Paul sahen ihn als fleißigen Mitarbeiter; die Armen kannten ihn als Tröster und Helfer; die elenden Dachböden empfingen ihn oft in ihren trostlosen Mauern wie einen Sonnenstrahl für ihre verlassenen Bewohner. Von tiefer Demut beherrscht, wollte er nicht, dass das, was er tat, von jemandem bekannt wurde.

Schöner und heiliger Giorgetto

In den ersten Julitagen 1925 wurde Pier Giorgio von einem heftigen Polioanfall befallen und niedergestreckt. Er war 24 Jahre alt. Auf dem Sterbebett, während eine schreckliche Krankheit seinen Rücken verwüstete, dachte er immer noch an seine Armen. Auf einem Zettel, mit fast unleserlicher Handschrift, schrieb er für seinen Freund, Ingenieur Grimaldi: Hier sind die Injektionen von Converso, die Police ist von Sappa. Ich habe sie vergessen, erneuere du sie.

Nach der Beerdigung von Pier Giorgio schrieb Don Cojazzi spontan einen Artikel für die Rivista dei Giovani: „Ich werde den alten, aber sehr aufrichtigen Satz wiederholen: Ich hätte nicht gedacht, ihn so sehr zu lieben. Schöner und heiliger Giorgetto! Warum singen diese Worte so eindringlich in meinem Herzen? Weil ich sie fast zwei Tage lang vom Vater, von der Mutter, von der Schwester wiederholen hörte, mit einer Stimme, die immer sprach und nie wiederholte. Und weil bestimmte Verse einer Ballade von Deroulède auftauchen: „Man wird lange von ihm sprechen, in den goldenen Palästen und in den abgelegenen Hütten! Denn auch die Elendshütten und Dachböden werden von ihm sprechen, wo er so oft als tröstender Engel vorbeikam“.

Ich lernte ihn als Zehnjährigen kennen und begleitete ihn fast durch das gesamte Gymnasium und einen Teil des Lyzeums... ich begleitete ihn mit wachsendem Interesse und Zuneigung bis zu seiner heutigen Verklärung... Ich werde sein Leben schreiben. Es geht um die Sammlung von Zeugnissen, die die Figur dieses jungen Mannes in der Fülle seines Lichts, in der geistigen und moralischen Wahrheit, im leuchtenden und ansteckenden Zeugnis von Güte und Großzügigkeit darstellen“.

Der Bestseller der katholischen Verlagswelt

Ermutigt und auch vom Erzbischof von Turin, Monsignore Giuseppe Gamba, angetrieben, machte sich Don Cojazzi mit großem Eifer an die Arbeit. Die Zeugnisse trafen zahlreich und qualifiziert ein, wurden sorgfältig geordnet und geprüft. Pier Giorgios Mutter verfolgte die Arbeit, gab Anregungen und lieferte Material. Im März 1928 erschien das Leben von Pier Giorgio. Luigi Gedda schreibt: „Es war ein durchschlagender Erfolg. In nur neun Monaten waren 30.000 Exemplare des Buches vergriffen. 1932 waren bereits 70.000 Exemplare verbreitet. Innerhalb von 15 Jahren erreichte das Buch über Pier Giorgio 11 Auflagen und war vielleicht der Bestseller der katholischen Verlagswelt in dieser Zeit“.

Die von Don Cojazzi beleuchtete Figur war ein Banner für die Katholische Aktion während der schwierigen Zeit des Faschismus. Im Jahr 1942 hatten 771 Jugendverbände der Katholischen Aktion, 178 Aspirantensektionen, 21 Universitätsverbände, 60 Gruppen von Mittelschülern, 29 Konferenzen des Hl. Vinzenz, 23 Evangeliumsgruppen den Namen Pier Giorgio Frassati angenommen... Das Buch wurde in mindestens 19 Sprachen übersetzt.

Das Buch von Don Cojazzi markierte einen Wendepunkt in der Geschichte der italienischen Jugend. Pier Giorgio war das Ideal, das ohne Vorbehalt aufgezeigt wurde: jemand, der zeigen konnte, dass es keineswegs utopisch oder fantastisch ist, ganz Christ zu sein.

Pier Giorgio Frassati markierte auch einen Wendepunkt in der Geschichte von Don Cojazzi. Dieser von Pier Giorgio auf dem

Sterbebett geschriebene Zettel offenbarte ihm auf konkrete, fast brutale Weise die Welt der Armen. Don Cojazzi selbst schreibt: „Am Karfreitag dieses Jahres (1928) besuchte ich mit zwei Studenten vier Stunden lang die Armen außerhalb der Porta Metronia. Dieser Besuch verschaffte mir eine sehr heilsame Lektion und Demütigung. Ich hatte sehr viel über die Konferenzen des Hl. Vinzenz geschrieben und gesprochen... und doch war ich nie auch nur ein einziges Mal die Armen besuchen gegangen. In diesen schmutzigen Baracken kamen mir oft die Tränen... Die Schlussfolgerung? Hier ist sie klar und schonungslos für mich und für euch: weniger schöne Worte und mehr gute Werke“.

Der lebendige Kontakt mit den Armen ist nicht nur eine unmittelbare Umsetzung des Evangeliums, sondern eine Lebensschule für junge Menschen. Sie sind die beste Schule für junge Menschen, um sie zu erziehen und sie in der Ernsthaftigkeit des Lebens zu halten. Wer die Armen besucht und ihre materiellen und moralischen Wunden hautnah erlebt, wie kann er sein Geld, seine Zeit, seine Jugend verschwenden? Wie kann er sich über seine eigenen Mühen und Schmerzen beklagen, wenn er aus direkter Erfahrung weiß, dass andere mehr leiden als er?

Nicht sich recht und schlecht durchschlagen, sondern leben!

Pier Giorgio Frassati ist ein leuchtendes Beispiel jugendlicher Heiligkeit, aktuell, „eingerahmt“ in unsere Zeit. Er bezeugt einmal mehr, dass der Glaube an Jesus Christus die Religion der Starken und der wirklich Jungen ist, die allein alle Wahrheiten mit dem Licht des „Mysteriums“ erleuchten und die allein die vollkommene Freude schenken kann. Seine Existenz ist das perfekte Modell des normalen Lebens, das für jeden erreichbar ist. Er begann, wie alle Nachfolger Jesu und des Evangeliums, mit kleinen Dingen; er erreichte die erhabensten Höhen, indem er sich den Kompromissen eines mittelmäßigen und sinnlosen Lebens entzog und seine natürliche Hartnäckigkeit in seinen festen Vorsätzen einsetzte. Alles in seinem Leben war ihm eine Stufe zum Aufstieg; auch das, was

ihm hätte zum Stolperstein werden sollen. Unter seinen Gefährten war er der unerschrockene und überschwängliche Anreger jedes Unternehmens, der so viel Sympathie und Bewunderung um sich versammelte. Die Natur war ihm reichlich gewogen: Aus einer angesehenen Familie stammend, reich, von solidem und praktischem Verstand, kräftig und robust gebaut, umfassend gebildet, fehlte ihm nichts, um im Leben voranzukommen. Aber er wollte sich nicht recht und schlecht durchschlagen, sondern sich seinen Platz an der Sonne erkämpfen. Er war ein Mann von Charakter und eine Seele eines Christen. Sein Leben hatte eine innere Kohärenz, die in der Einheit von Geist und Existenz, von Glauben und Werken beruhte. Die Quelle dieser so leuchtenden Persönlichkeit lag in einem tiefen inneren Leben. Frassati betete. Sein Durst nach Gnade ließ ihn alles lieben, was den Geist erfüllt und bereichert. Er empfing täglich die Heilige Kommunion, dann blieb er lange am Fuße des Altars, ohne dass ihn etwas ablenken konnte. Er betete in den Bergen und unterwegs. Sein Glaube war jedoch kein zur Schau gestellter Glaube, auch wenn die Kreuzzeichen, die er auf offener Straße vor Kirchen machte, groß und sicher waren, auch wenn der Rosenkranz laut in einem Eisenbahnwagen oder in einem Hotelzimmer gebetet wurde. Es war vielmehr ein so intensiv und aufrichtig gelebter Glaube, der aus seiner großzügigen und offenen Seele mit einer Einfachheit des Verhaltens hervorbrach, die überzeugte und berührte. Seine geistliche Bildung wurde durch die nächtlichen Anbetungen gestärkt, deren eifriger Verfechter und unermüdlicher Teilnehmer er war. Er machte mehr als einmal geistliche Übungen und schöpfte daraus Gelassenheit und geistliche Kraft.

Das Buch von Don Cojazzi schließt mit dem Satz: „Ihn gekannt oder von ihm gehört zu haben, bedeutet, ihn zu lieben, und ihn zu lieben, bedeutet, ihm zu folgen“. Der Wunsch ist, dass das Zeugnis von Piergiorgio Frassati „Salz und Licht“ für alle sei, besonders für die Jugendlichen von heute.

Die sieben Freuden der Madonna

Im Herzen des erzieherischen und spirituellen Werkes vom Heiligen Johannes Bosco nimmt die Figur der Madonna einen privilegierten und leuchtenden Platz ein. Don Bosco war nicht nur ein großer Erzieher und Gründer, sondern auch ein glühender Verehrer der Jungfrau Maria, die er mit tiefer Zuneigung verehrte und der er jedes pastorale Projekt anvertraute. Einer derbezeichnendsten Ausdrücke dieser Verehrung ist die Praxis der „Sieben Freuden der Madonna“, die in seiner Veröffentlichung „Der kluge Junge“, einem der meistverbreiteten Texte seiner spirituellen Pädagogik, einfach und zugänglich vorgeschlagen wird.

Ein Werk für die Seele der Jugend

Im Jahr 1875 veröffentlichte Don Bosco eine neue Ausgabe von „Der kluge Junge für die Praxis seiner Pflichten in den Übungen christlicher Frömmigkeit“, einem Handbuch mit Gebeten, spirituellen Übungen und christlichen Verhaltensregeln für Jugendliche. Dieses Buch, in einem schlichten und väterlichen Stil verfasst, sollte die Jugendlichen in ihrer moralischen und religiösen Bildung begleiten und sie zu einem ganzheitlichen christlichen Leben hinführen. Darin fand auch die Verehrung der „Sieben Freuden der Allerheiligsten Maria“ Platz, ein einfaches aber intensives Gebet, strukturiert in sieben Punkten. Im Gegensatz zu den „Sieben Schmerzen der Madonna“, die in der Volksfrömmigkeit viel bekannter und verbreiteter sind, legen die „Sieben Freuden“ Don Boscos den Akzent auf die Freuden der Allerheiligsten Jungfrau im Paradies, als Folge eines irdischen Lebens in der Fülle der Gnade Gottes.

Diese Verehrung hat alte Ursprünge und war besonders den

Franziskanern lieb, die sie ab dem 13. Jahrhundert verbreiteten, als Rosenkranz der Sieben Freuden der Seligen Jungfrau Maria (oder Seraphischen Rosenkranz). In der traditionellen franziskanischen Form ist es ein Andachtsgebet, bestehend aus sieben Reihen zu zehn Ave-Maria, jeweils eingeleitet von einem freudigen Geheimnis (Freude) und einem Vaterunser. Nach jeweils zehn Ave-Maria wird ein Gloria Patri (Ehre sei dem Vater) gebetet. Die Freuden sind: 1. Die Verkündigung des Engels; 2. Der Besuch bei der Heiligen Elisabeth; 3. Die Geburt des Erlösers; 4. Die Anbetung der Heiligen Drei Könige; 5. Die Wiederfindung Jesu im Tempel; 6. Die Auferstehung des Sohnes; 7. Die Aufnahme und Krönung Mariens im Himmel.

Don Bosco, der auf diese Tradition zurückgriff, bietet eine vereinfachte Version an, die der Sensibilität der Jugendlichen entspricht.

Jede dieser Freuden wird durch die Rezitation eines Ave-Maria und eines Gloria meditiert.

Die Pädagogik der Freude

Die Entscheidung, den Jugendlichen diese Andacht vorzuschlagen, entspringt nicht nur Don Boscos persönlichem Geschmack, sondern fügt sich vollständig in seine pädagogische Vision ein. Er war davon überzeugt, dass der Glaube durch Freude, nicht durch Angst vermittelt werden sollte; durch die Schönheit des Guten, nicht durch die Furcht vor dem Bösen. Die „Sieben Freuden“ werden so zu einer Schule christlicher Freude, eine Einladung zu erkennen, dass sich in Marias Leben die Gnade Gottes als Licht, Hoffnung und Erfüllung offenbart.

Don Bosco kannte die Schwierigkeiten und Leiden vieler seiner Jugendlichen, die sie täglich durchmachten: Armut, familiäre Verlassenheit, prekäre Arbeitsverhältnisse. Daher bot er ihnen eine Marienverehrung an, die sich nicht auf Tränen und Schmerz beschränkte, sondern auch eine Quelle des Trostes und der Freude war. Die Freuden Mariens zu meditieren bedeutete, sich einer positiven Lebenssicht zu öffnen, Gottes Gegenwart auch in schwierigen Momenten zu erkennen und sich vertrauensvoll

der Zärtlichkeit der himmlischen Mutter anzuvertrauen.

In der Veröffentlichung „Der kluge Junge“ schreibt Don Bosco bewegende Worte über Marias Rolle: Er stellt sie als liebevolle Mutter, sichere Führerin und Vorbild christlichen Lebens dar. Die Andacht zu ihren Freuden ist keine bloße Frömmigkeitsübung, sondern ein Mittel, eine persönliche Beziehung zur Madonna aufzubauen, ihre Tugenden nachzuahmen und ihre mütterliche Hilfe in Lebensprüfungen zu erhalten.

Für den Turiner Heiligen ist Maria nicht distanziert oder unzugänglich, sondern nah, gegenwärtig und aktiv im Leben ihrer Kinder. Diese stark relationale marianische Sicht durchdringt die gesamte salesianische Spiritualität und spiegelt sich im Alltag der Oratorien wider: Orte, an denen Freude, Gebet und Vertrautheit mit Maria Hand in Hand gehen.

Ein lebendiges Erbe

Auch heute behält die Andacht zu den „Sieben Freuden der Madonna“ ihren spirituellen und pädagogischen Wert. In einer von Unsicherheit, Ängsten und Zerbrechlichkeit geprägten Welt bietet sie einen einfachen, aber tiefen Weg, um zu entdecken, dass der christliche Glaube vor allem eine Erfahrung von Freude und Licht ist. Don Bosco, Prophet der Freude und Hoffnung, lehrt uns, dass wahre christliche Erziehung die Wertschätzung von Gefühlen, Emotionen und der Schönheit des Evangeliums beinhaltet.

Die „Sieben Freuden“ heute wiederzuentdecken bedeutet auch, einen positiven Blick auf das Leben, die Geschichte und Gottes Gegenwart zurückzugewinnen. Die Madonna lehrt uns durch ihre Demut und ihr Vertrauen, die Zeichen wahrer Freude im Herzen zu bewahren und zu betrachten – jener Freude, die nicht vergeht, weil sie auf Gottes Liebe gegründet ist.

In einer Zeit, in der auch junge Menschen nach Licht und Sinn suchen, bleiben Don Boscos Worte aktuell: „Wenn ihr glücklich sein wollt, übt die Andacht zur Allerheiligsten Maria“. Die „Sieben Freuden“ sind somit eine kleine Leiter zum Himmel, ein Rosenkranz des Lichts, der die Erde mit dem Herzen der himmlischen Mutter verbindet.

Hier auch der Originaltext aus „Der kluge Junge für die Praxis seiner Pflichten in den Übungen christlicher Frömmigkeit“, 1875 (S. 141-142), mit unseren eigenen Überschriften.

Die sieben Freuden, die Maria im Himmel genießt

1. Gepflegte Reinheit

Freue dich, o unbefleckte Braut des Heiligen Geistes, über die Freude, die du jetzt im Paradies genießt, denn durch deine Reinheit und Jungfräulichkeit bist du über alle Engel erhoben und über alle Heiligen erhaben.

Ave-Maria und Gloria Patri.

2. Gesuchte Weisheit

Freue dich, o Mutter Gottes, über die Freude, die du im Paradies empfindest, denn wie die Sonne hier auf der Erde die ganze Welt erleuchtet, so schmückst und erstrahlst du mit deinem Glanz das ganze Paradies.

Ave-Maria und Gloria Patri.

3. Kindlicher Gehorsam

Freue dich, o Tochter Gottes, über die erhabene Würde, zu der du im Paradies erhoben wurdest, denn alle Hierarchien der Engel, Erzengel, Throne, Herrschaften und aller seligen Geister ehren, verehren und erkennen dich als Mutter ihres Schöpfers und sind dir aufs Wort gehorsam.

Ave-Maria und Gloria Patri.

4. Ständiges Gebet

Freue dich, o Magd der Heiligsten Dreifaltigkeit, über die große Macht, die du im Paradies hast, denn alle Gnaden, die du von deinem Sohn erbittest, werden dir sofort gewährt; ja, wie der heilige Bernhard sagt, wird keine Gnade hier auf Erden gewährt, die nicht durch deine heiligsten Hände geht.

Ave-Maria und Gloria Patri.

5. Gelebte Demut

Freue dich, o erhabenste Königin, denn du allein verdienst es, zur Rechten deines heiligsten Sohnes zu sitzen, der zur

Rechten des Ewigen Vaters thront.

Ave-Maria und Gloria Patri.

6. Praktizierte Barmherzigkeit

Freue dich, o Hoffnung der Sünder, Zuflucht der Bedrängten, über die große Freude, die du im Paradies empfindest, wenn du siehst, dass alle, die dich auf Erden loben und verehren, vom Ewigen Vater mit seiner heiligen Gnade auf Erden und mit seiner unermesslichen Herrlichkeit im Himmel belohnt werden.

Ave-Maria und Gloria Patri.

7. Belohnte Hoffnung

Freue dich, o Mutter, Tochter und Braut Gottes, denn alle Gnaden, alle Freuden, alle Wonnen und alle Gunstbeweise, die du jetzt im Paradies genießt, werden niemals weniger; vielmehr werden sie bis zum Tag des Gerichts zunehmen und ewig dauern.

Ave-Maria und Gloria Patri.

Gebet zur allerseligsten Jungfrau.

O glorreiche Jungfrau Maria, Mutter meines Herrn, Quelle allen unseres Trostes, ich bitte dich durch diese deine Freuden, deren ich mit größtmöglicher Andacht gedacht habe, mir von Gott die Vergebung meiner Sünden und die ständige Hilfe seiner heiligen Gnade zu erwirken, damit ich mich niemals deines Schutzes unwürdig mache, sondern das Glück habe, alle jene himmlischen Gnaden zu empfangen, die du gewöhnlich deinen Dienern gewährst, die dieser Freuden deines schönen Herzens, o unsterbliche Königin des Himmels, in Andacht gedenken.

Foto: shutterstock.com

Salesianerhaus Gandolfo

Castel

Zwischen den grünen Hügeln der Castelli Romani und den ruhigen Gewässern des Albaner Sees erhebt sich ein Ort, an dem Geschichte, Natur und Spiritualität auf einzigartige Weise zusammentreffen: Castel Gandolfo. In diesem von kaiserlicher Erinnerung, christlichem Glauben und landschaftlicher Schönheit geprägten Kontext stellt die salesianische Präsenz einen festen Bezugspunkt der Gastfreundschaft, Bildung und pastoralen Lebens dar. Das Salesianerhaus mit seiner pfarrlichen, erzieherischen und kulturellen Tätigkeit setzt den Auftrag des heiligen Johannes Bosco fort und bietet Gläubigen und Besuchern eine lebendige und offene kirchliche Erfahrung, eingebettet in eine Umgebung, die zur Kontemplation und Brüderlichkeit einlädt. Es ist eine Gemeinschaft, die seit fast einem Jahrhundert im Dienst des Evangeliums im Herzen der katholischen Tradition wandelt.

Ein von Geschichte und Natur gesegneter Ort

Castel Gandolfo ist ein Juwel der Castelli Romani, etwa 25 km von Rom entfernt, eingebettet in die natürliche Schönheit der Albaner Berge und mit Blick auf den malerischen Albaner See. Auf etwa 426 Metern Höhe zeichnet sich dieser Ort durch sein mildes und einladendes Klima aus, ein Mikroklima, das von der Vorsehung geschaffen zu sein scheint, um diejenigen zu empfangen, die Erholung, Schönheit und Stille suchen.

Bereits in der Römerzeit war dieses Gebiet Teil des *Albanum Caesaris*, eines alten kaiserlichen Anwesens, das seit den Zeiten des Augustus von Kaisern frequentiert wurde. Kaiser Tiberius war jedoch der erste, der sich dort ständig niederließ, während später Domitian eine prächtige Villa errichten ließ, deren Überreste heute in den päpstlichen Gärten zu sehen sind. Die christliche Geschichte des Ortes beginnt mit der Schenkung Konstantins an die Kirche von

Albano: eine Geste, die symbolisch den Übergang von der kaiserlichen Pracht zum Licht des Evangeliums markiert.

Der Name Castel Gandolfo leitet sich vom lateinischen *Castrum Gandulphi* ab, der Burg, die im 12. Jahrhundert von der Familie Gandolfi erbaut wurde. Als die Burg 1596 an den Heiligen Stuhl übergang, wurde sie zur Sommerresidenz der Päpste, und die Verbindung zwischen diesem Ort und dem Amt des Nachfolgers Petri vertiefte und verfestigte sich.

Die Vatikanische Sternwarte: Den Himmel betrachten, den Schöpfer preisen

Von besonderer spiritueller Bedeutung ist die Vatikanische Sternwarte, die von Papst Leo XIII. 1891 gegründet und in den 1930er Jahren aufgrund der Lichtverschmutzung Roms nach Castel Gandolfo verlegt wurde. Sie bezeugt, wie auch die Wissenschaft, wenn sie auf die Wahrheit ausgerichtet ist, zur Lobpreisung des Schöpfers führt.

Im Laufe der Jahre hat die Sternwarte zu bedeutenden astronomischen Projekten wie der *Carte du Ciel* und der Entdeckung zahlreicher Himmelskörper beigetragen.

Aufgrund der weiter verschlechterten Beobachtungsbedingungen in den Castelli Romani verlagerte sich die wissenschaftliche Tätigkeit in den 1980er Jahren hauptsächlich zum Mount Graham Observatory in Arizona (USA), wo die *Vatican Observatory Research Group* astrophysikalische Forschungen fortsetzt. Castel Gandolfo bleibt jedoch ein wichtiges Studienzentrum: Seit 1986 findet dort alle zwei Jahre die *Vatican Observatory Summer School* statt, die sich an Astronomiestudenten und -absolventen aus der ganzen Welt richtet. Die Sternwarte organisiert auch Fachkonferenzen, populärwissenschaftliche Veranstaltungen, Meteoritenausstellungen und Präsentationen historischer und künstlerischer Materialien mit astronomischem Thema, alles im Geist der Erforschung, des Dialogs und der Betrachtung des Geheimnisses der Schöpfung.

Eine Kirche im Herzen der Stadt und des Glaubens

Im 17. Jahrhundert beauftragte Papst Alexander VII. Gian Lorenzo Bernini mit dem Bau einer Palastkapelle für die Angestellten der Päpstlichen Villen. Das Projekt, ursprünglich zu Ehren des heiligen Nikolaus von Bari konzipiert, wurde schließlich dem heiligen Thomas von Villanova gewidmet, einem Augustiner, der 1658 heiliggesprochen wurde. Die Kirche wurde 1661 geweiht und den Augustinern anvertraut, die sie bis 1929 leiteten. Mit der Unterzeichnung der Lateranverträge übertrug Papst Pius XI. denselben Augustinern die pastorale Betreuung der neuen Päpstlichen Pfarrei der Heiligen Anna im Vatikan, während die Kirche San Tommaso da Villanova später den Salesianern anvertraut wurde.

Die architektonische Schönheit dieser Kirche, ein Ergebnis des barocken Genies, steht im Dienst des Glaubens und der Begegnung zwischen Gott und den Menschen: Heute werden dort zahlreiche Hochzeiten, Taufen und Liturgien gefeiert, die Gläubige aus aller Welt anziehen.

Das Salesianerhaus

Die Salesianer sind seit 1929 in Castel Gandolfo präsent. In jenen Jahren erlebte das Dorf eine bemerkenswerte demografische und touristische Entwicklung, die durch die beginnenden päpstlichen Feiern in der Kirche San Tommaso da Villanova weiter gefördert wurde. Jedes Jahr feierte der Papst am Fest Mariä Himmelfahrt die Heilige Messe in der päpstlichen Pfarrei, eine Tradition, die von Papst Johannes XXIII. am 15. August 1959 begonnen wurde, als er zu Fuß aus dem Päpstlichen Palast trat, um die Eucharistie unter den Menschen zu feiern. Diese Gewohnheit blieb bis zum Pontifikat von Papst Franziskus bestehen, der die Sommeraufenthalte in Castel Gandolfo beendete. 2016 wurde der gesamte Komplex der Päpstlichen Villen in ein Museum umgewandelt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Salesianerhaus gehörte zur Römischen Provinz und von 2009 bis 2021 zur Salesianischen Provinz Mittelitalien. Seit 2021 untersteht es der direkten Verantwortung der Zentralleitung,

mit einem Direktor und einer Gemeinschaft, die vom Generaloberen ernannt werden. Derzeit stammen die Salesianer aus verschiedenen Nationen (Brasilien, Indien, Italien, Polen) und sind in der Pfarrei, in den Kapellen und im Oratorium aktiv.

Die pastoralen Räume, obwohl sie zum Staat der Vatikanstadt gehören und somit als exterritoriale Gebiete gelten, sind Teil der Diözese Albano, an deren pastoralem Leben die Salesianer aktiv teilnehmen. Sie sind in die diözesane Erwachsenen Katechese, den Unterricht an der diözesanen theologischen Schule und im Priesterrat als Vertreter des geweihten Lebens eingebunden.

Neben der Pfarrei San Tommaso da Villanova betreuen die Salesianer auch zwei weitere Kirchen: Maria Hilf (auch „San Paolo“ genannt, nach dem Viertel) und Madonna del Lago, die von Papst Paul VI. gewünscht wurde. Beide wurden in den 1960er und 1970er Jahren gebaut, um den pastoralen Bedürfnissen der wachsenden Bevölkerung gerecht zu werden.

Die von Bernini entworfene Pfarrkirche ist heute Ziel zahlreicher Hochzeiten und Taufen, die von Gläubigen aus aller Welt gefeiert werden. Jedes Jahr finden dort mit den erforderlichen Genehmigungen Dutzende, manchmal Hunderte von Feiern statt.

Der Pfarrer leitet nicht nur die Pfarrgemeinde, sondern ist auch Kaplan der Päpstlichen Villen und begleitet spirituell die vatikanischen Angestellten, die dort arbeiten.

Das Oratorium, derzeit von Laien geleitet, sieht die direkte Beteiligung der Salesianer, insbesondere in der Katechese. An Wochenenden, Feiertagen und während sommerlicher Aktivitäten wie der „Estate Ragazzi“ arbeiten auch Salesianerstudenten, die in Rom wohnen, mit und bieten wertvolle Unterstützung. Bei der Kirche Maria Hilf gibt es auch ein aktives Theater, in dem Pfarrgruppen Aufführungen organisieren – ein Ort der

Begegnung, Kultur und Evangelisierung.

Pastorales Leben und Traditionen

Das pastorale Leben wird von den Hauptfesten des Jahres geprägt: dem Fest des heiligen Johannes Bosco im Januar, Maria Hilf im Mai mit einer Prozession im Viertel San Paolo, dem Fest der Madonna del Lago – und damit dem Seefest – am letzten Samstag im August, bei dem die Statue auf einem Boot über den See getragen wird. Diese letzte Feier zieht zunehmend auch die Gemeinden der Umgebung an und lockt viele Teilnehmer, darunter viele Motorradfahrer, mit denen Begegnungsmomente initiiert wurden.

Am ersten Samstag im September wird das Patronatsfest von Castel Gandolfo zu Ehren des heiligen Sebastian mit einer großen städtischen Prozession gefeiert. Die Verehrung des heiligen Sebastian geht auf das Jahr 1867 zurück, als die Stadt von einer Epidemie verschont blieb, die die Nachbardörfer schwer traf. Obwohl das liturgische Gedenken am 20. Januar stattfindet, wird das örtliche Fest im September gefeiert, sowohl zur Erinnerung an den erhaltenen Schutz als auch aus klimatischen und praktischen Gründen.

Am 8. September wird der Kirchenpatron, der heilige Thomas von Villanova, gefeiert, zeitgleich mit dem Fest der Geburt der seligen Jungfrau Maria. Zu diesem Anlass findet auch das Familienfest statt, das sich an Paare richtet, die in der Bernini-Kirche geheiratet haben: Sie werden eingeladen, für eine gemeinsame Feier, eine Prozession und ein geselliges Beisammensein zurückzukehren. Die Initiative hat hervorragenden Anklang gefunden und festigt sich mit der Zeit.

Eine Kuriosität: der Briefkasten

Neben dem Eingang des Salesianerhauses befindet sich ein Briefkasten, bekannt als „Buca delle corrispondenze“, der als der älteste noch in Gebrauch befindliche gilt. Er stammt aus dem Jahr 1820, zwanzig Jahre vor der Einführung der ersten Briefmarke der Welt, des berühmten *Penny Black* (1840). Es ist

ein offizieller Briefkasten der italienischen Post, der noch immer aktiv ist, aber auch ein beredtes Symbol: eine Einladung zur Kommunikation, zum Dialog, zur Öffnung des Herzens. Die Rückkehr von Papst Leo XIV. zu seiner Sommerresidenz wird dies sicherlich verstärken.

Castel Gandolfo bleibt ein Ort, an dem der Schöpfer durch die Schönheit der Schöpfung, das verkündete Wort und das Zeugnis einer salesianischen Gemeinschaft spricht, die in der Einfachheit des Stils von Don Bosco weiterhin Gastfreundschaft, Bildung, Liturgie und Brüderlichkeit bietet und jenen, die sich diesen Orten auf der Suche nach Frieden und Gelassenheit nähern, daran erinnert, dass wahrer Frieden und Gelassenheit nur in Gott und seiner Gnade zu finden sind.

Don Bosco und die Kirche des Heiligen Grabtuchs

Das Heilige Grabtuch von Turin, eines der am meisten verehrten Reliquien des Christentums, hat eine tausendjährige Geschichte, die eng mit der der Savoyer und der savoyischen Stadt verbunden ist. Im Jahr 1578 kam es nach Turin und wurde zum Objekt tiefer Verehrung, mit feierlichen Ausstellungen, die mit historischen und dynastischen Ereignissen verbunden waren. Im 19. Jahrhundert förderten Persönlichkeiten wie der heilige Johannes Bosco und andere Turiner Heilige seinen Kult und trugen zu seiner Verbreitung bei. Heute wird das Grabtuch in der Guarini-Kapelle aufbewahrt und ist Gegenstand wissenschaftlicher und theologischer Studien. Parallel dazu stellt die Kirche des Heiligen Grabtuchs in Rom, die mit den Savoyern und der piemontesischen Gemeinschaft verbunden ist, einen weiteren bedeutenden Ort dar, an dem Don Bosco

versuchte, eine salesianische Präsenz zu etablieren.

Das Heilige Grabtuch (Santa Sindone) von Turin, das fälschlicherweise so genannt wird, da es im französischen Sprachraum „*Le Saint Suaire*“ genannt wurde, befand sich seit 1463 im Besitz des Hauses Savoyen und wurde 1578 von Chambéry in die neue Hauptstadt Savoyens verlegt.

Im selben Jahr wurde die erste Zurschaustellung abgehalten, die von Emanuel Philibert zu Ehren von Kard. Karl Borromäus in Auftrag gegeben wurde, der zu ihrer Verehrung nach Turin gepilgert war.

Zurschaustellungen im 19. Jahrhundert und der Kult um das Grabtuch

Im 19. Jahrhundert sind die Zurschaustellungen von 1815, 1842, 1868 und 1898 besonders erwähnenswert: die erste anlässlich der Rückkehr der Familie Savoyen in ihre Staaten, die zweite anlässlich der Hochzeit von Viktor Emanuel II. mit Adelheid Maria von Habsburg-Lothringen, die dritte anlässlich der Hochzeit von Umberto I. mit Margarete von Savoyen-Genova und die vierte anlässlich der Weltausstellung.

Die Turiner Heiligen des 19. Jahrhunderts, Cottolengo, Cafasso und Don Bosco, waren Verehrer des Heiligen Grabtuchs und folgten dem Beispiel des seligen Sebastiano Valfré, des Apostels von Turin während der Belagerung von 1706.

Die *Biographischen Memoiren* versichern uns, dass Don Bosco es besonders bei der Zurschaustellung von 1842 und bei der Zurschaustellung von 1868 verehrte, als er auch die Jungen des Oratoriums dazu brachte, es zu sehen (MB II, 117; IX, 137).

Heute wird das unschätzbare Gemälde, das Umberto II. von Savoyen dem Heiligen Stuhl schenkte, dem Erzbischof von Turin als „Päpstlichem Kustos“ anvertraut und in der prächtigen Guarini-Kapelle hinter dem Dom aufbewahrt.

In Turin befindet sich außerdem in der Via Piave, Ecke Via San Domenico, die *Kirche des Heiligen Grabtuchs*, die

von der gleichnamigen Bruderschaft erbaut und 1761 wieder aufgebaut wurde. Neben der Kirche befindet sich das „*Sindonologische Museum*“ und der Sitz der Kongregation „*Cultores Sanctae Sindonis*“, ein Zentrum für sindonologische Studien, zu dem salesianische Gelehrte wie Don Natale Noguier de Malijay, Don Antonio Tonelli, Don Alberto Caviglia, Don Pietro Scotti und in jüngerer Zeit Don Pietro Rinaldi und Don Luigi Fossati, um nur die wichtigsten zu nennen, wertvolle Beiträge geleistet haben.

Die Kirche des Heiligen Grabtuchs in Rom

Auch in Rom gibt es eine [Kirche des Heiligen Grabtuchs](#) an der gleichnamigen Straße, die vom Largo Argentina parallel zum Corso Vittorio verläuft. Sie wurde 1604 nach einem Entwurf von Carlo di Castellamonte errichtet und war die Kirche der Piemonteser, Savoyer und Nizzaer, erbaut von der Bruderschaft des Heiligen Grabtuchs, die damals in Rom entstand. Nach 1870 wurde sie zur Sonderkirche des Hauses Savoyen.

Während seiner Aufenthalte in Rom feierte Don Bosco mehrmals die Messe in dieser Kirche und entwarf einen Plan für sie und das angrenzende Haus, der dem Zweck der damals erloschenen Bruderschaft entsprach, die sich karitativen Werken für verlassene Jugendliche, Kranke und Gefangene widmete.

Die Bruderschaft hatte zu Beginn des Jahrhunderts ihre Tätigkeit eingestellt und das Eigentum und die Verwaltung der Kirche waren an die Sardische Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl übergegangen. In den 1960er Jahren war die Kirche stark renovierungsbedürftig, so dass sie 1868 vorübergehend geschlossen wurde.

Aber schon 1867 hatte Don Bosco die Idee, der Regierung von Savoyen vorzuschlagen, ihr die Nutzung und Verwaltung der Kirche zu übertragen, und bot seine finanzielle Unterstützung bei der Durchführung der Restaurierungsarbeiten an. Vielleicht sah er den Einmarsch der piemontesischen Truppen in Rom voraus und wollte dort ein Haus eröffnen, bevor

sich die Situation zuspitzte und es schwieriger wurde, die Zustimmung des Heiligen Stuhls und die Einhaltung der Vereinbarungen durch den Staat zu erhalten (MB IX, 415-416).

Daraufhin legte er der Regierung den Antrag vor. Während eines Aufenthalts in Florenz im Jahr 1869 arbeitete er einen Vertragsentwurf aus, den er nach seiner Ankunft in Rom Pius IX. vorlegte. Nachdem er dessen Zustimmung erhalten hatte, ging er zum offiziellen Antrag an das Außenministerium über, doch leider wurde die ganze Angelegenheit durch die Besetzung Roms gefährdet. Don Bosco selbst sah ein, dass es unangemessen war, darauf zu bestehen. Die Übernahme des Amtes in einer römischen Kirche, die den Savoyern gehörte, durch eine Ordenskongregation, die ihr Mutterhaus in Turin hatte, hätte zu diesem Zeitpunkt als ein Akt des Opportunismus und der Unterwürfigkeit gegenüber der neuen Regierung erscheinen können.

Nach der Porta Pia-Bresche, mit Protokoll vom 2. Dezember 1871, wurde die Kirche des Allerheiligsten Grabtuchs dem Königshaus angegliedert und als offizieller Sitz des Oberhofkaplans bestimmt. Nach dem Interdikt von Pius IX. über die Kapellen des ehemaligen Apostolischen Palastes des Quirinals fanden alle heiligen Riten der königlichen Familie in der Kirche des Grabtuchs statt.

Im Jahr 1874 versuchte Don Bosco erneut, der Regierung auf den Zahn zu fühlen. Unglücklicherweise wurde das Projekt jedoch durch unangebrachte Nachrichten in den Zeitungen endgültig gestoppt (MB X, 1233-1235).

Mit dem Ende der Monarchie am 2. Juni 1946 ging der gesamte Komplex des Grabtuchs in die Verwaltung des Generalsekretariats der Präsidentschaft der Republik über. Im Jahr 1984, nach dem neuen Konkordat, das die Abschaffung der Hofkapellen sanktionierte, wurde die Kirche des Grabtuchs dem Militärordinariat anvertraut und ist bis heute dort verblieben.

Wir möchten jedoch daran erinnern, dass Don Bosco auf der Suche nach einer günstigen Gelegenheit zur Eröffnung eines Hauses in Rom die Kirche des Heiligen Grabtuchs ins Auge

fasste.

Die Frauenerziehung bei Franz von Sales

Die pädagogischen Gedanken des heiligen Franz von Sales offenbaren eine tiefgründige und innovative Sichtweise auf die Rolle der Frau in der Kirche und in der Gesellschaft seiner Zeit. In der Überzeugung, dass die Frauenbildung für das moralische und spirituelle Wachstum der gesamten Gemeinschaft von grundlegender Bedeutung sei, förderte der heilige Bischof von Genf eine ausgewogene Erziehung, die die Würde der Frau respektierte, aber auch auf ihre Schwächen Rücksicht nahm. Mit einem väterlichen und realistischen Blick wusste er die Qualitäten der Frauen zu erkennen und zu schätzen und ermutigte sie, Tugend, Kultur und Frömmigkeit zu pflegen. Als Gründer der Visitantinnen mit Johanna von Chantal verteidigte er die Berufung der Frau auch gegen Kritik und Vorurteile mit Nachdruck. Seine Lehre bietet auch heute noch aktuelle Anregungen für die Erziehung, die Liebe und die Freiheit in der Lebensentscheidung.

Anlässlich seiner Reise nach Paris im Jahr 1619 traf Franz von Sales Adrien Bourdoise, einen reformorientierten Priester, der ihm vorwarf, sich zu sehr um Frauen zu kümmern. Der Bischof antwortete ihm ruhig, dass Frauen die Hälfte der Menschheit ausmachten und dass man durch die Erziehung guter Christinnen gute junge Menschen und mit guten jungen Menschen gute Priester bekäme. Hat nicht auch der heilige Hieronymus ihnen viel Zeit und verschiedene Schriften gewidmet? Die Lektüre seiner Briefe empfiehlt Franz von Sales der Dame von Chantal, die darin unter anderem zahlreiche

Hinweise „zur Erziehung ihrer Töchter“ findet. Daraus lässt sich schließen, dass die Rolle der Frauen im Bildungsbereich in seinen Augen die ihnen gewidmete Zeit und Sorgfalt rechtfertigte.

Franz von Sales und die Frauen seiner Zeit

„Man muss dem verachteten weiblichen Geschlecht helfen“, hatte der Bischof von Genf einmal zu Jean-François de Blonay gesagt. Um die Sorgen und Gedanken von Franz von Sales zu verstehen, muss man ihn in seine Zeit einordnen. Es muss gesagt werden, dass einige seiner Aussagen noch sehr stark von der damaligen Denkweise geprägt sind. An den Frauen seiner Zeit beklagte er „diese weibliche Zärtlichkeit sich selbst gegenüber“, die Leichtigkeit, „sich selbst zu bemitleiden und bemitleidet werden zu wollen“, eine größere Neigung als Männer, „Träumen Glauben zu schenken, Angst vor Geistern zu haben und leichtgläubig und abergläubisch zu sein“, und vor allem die „Verstrickungen ihrer eitlen Gedanken“. Unter den Ratschlägen, die er der Dame von Chantal zur Erziehung ihrer Töchter gab, schrieb er ohne zu zögern: „Nehmen Sie ihnen die Eitelkeit aus der Seele: Sie entsteht fast gleichzeitig mit dem Geschlecht“.

Dennoch sind Frauen mit großen Qualitäten ausgestattet. Über die Dame von La Fléchère, die gerade ihren Mann verloren hatte, schrieb er: „Hätte ich nur dieses eine perfekte Schaf in meiner Herde, würde ich mich nicht darüber grämen, Hirte dieser bedrängten Diözese zu sein. Nach der Dame von Chantal habe ich wohl nie eine stärkere Seele in einem weiblichen Körper, einen vernünftigeren Geist und eine aufrichtigere Demut gefunden“. Frauen stehen in der Ausübung der Tugenden keineswegs an letzter Stelle: „Haben wir nicht viele große Theologen gesehen, die wunderbare Dinge über die Tugenden gesagt haben, aber nicht, um sie zu praktizieren, während es im Gegenteil so viele heilige Frauen gibt, die nicht über Tugenden sprechen können, aber dennoch sehr gut wissen, wie man sie praktiziert?“.

Verheiratete Frauen sind am meisten

bewundernswert: „Oh mein Gott! Wie sehr gefallen Gott die Tugenden einer verheirateten Frau; denn sie müssen stark und hervorragend sein, um in dieser Berufung bestehen zu können!“. Im Kampf um die Bewahrung der Keuschheit war er der Meinung, dass „Frauen oft mutiger gekämpft haben als Männer“.

Als Gründer einer Frauengemeinschaft zusammen mit Johanna von Chantal stand er in ständigem Kontakt mit den ersten Ordensfrauen. Neben Lob hagelte es auch Kritik. In diese Schützengräben gedrängt, musste der Gründer sich verteidigen und sie verteidigen, nicht nur als Ordensfrauen, sondern auch als Frauen. In einem Dokument, das als Vorwort zu den Konstitutionen der Visitantinnen dienen sollte, finden wir die polemische Ader, die er an den Tag legen konnte, wobei er sich nicht mehr gegen „Häresiarchen“, sondern gegen böswillige und ignorante „Zensoren“ richtete:

Die Überheblichkeit und unangebrachte Arroganz vieler Kinder dieses Jahrhunderts, die alles, was nicht ihrem Geist entspricht, offen kritisieren [...], gibt mir Anlass, ja zwingt mich sogar, dieses Vorwort zu verfassen, meine lieben Schwestern, um eure heilige Berufung gegen die giftigen Pfeile ihrer Zungen zu verteidigen, damit die guten und frommen Seelen, die zweifellos mit eurem liebenswerten und ehrwürdigen Institut verbunden sind, hier finden, wie sie die Pfeile abwehren können, die von der Kühnheit dieser seltsamen und unverschämten Zensoren abgeschossen werden.

Da er vielleicht ahnte, dass eine solche Einleitung der Sache schaden könnte, verfasste der Gründer des Ordens von der Heimsuchung eine zweite, abgeschwächte Ausgabe, um die grundlegende Gleichheit der Geschlechter hervorzuheben. Nachdem er die Genesis zitiert hatte, fügte er diesmal folgenden Kommentar hinzu: „Die Frau hat also nicht weniger als der Mann die Gnade, nach dem Bild Gottes geschaffen worden zu sein; beide Geschlechter sind gleichwertig; ihre Tugenden sind gleich“.

Die Erziehung der Töchter

Der Feind der wahren Liebe ist die „Eitelkeit“. Dies war der Fehler, den Franz von Sales, wie übrigens auch die Moralisten und Pädagogen seiner Zeit, in der Erziehung junger Frauen am meisten fürchtete. Er weist auf mehrere Erscheinungsformen hin. Seht euch „diese jungen Damen der Gesellschaft an, die sich gut eingerichtet haben und voller Stolz und Eitelkeit mit hoch erhobenem Kopf und offenen Augen umhergehen, begierig, von den Weltmenschen bemerkt zu werden“.

Der Bischof von Genf amüsiert sich ein wenig darüber, diese „Gesellschaftsfrauen“ zu verspotten, die „weit ausgestellte, gepuderte Hüte tragen“, deren Köpfe „wie die Hufe von Pferden beschlagen“ sind, alle „mit Federn und Blumen geschmückt, wie man es nicht beschreiben kann“, und „mit Rüschen überladen“. Es gibt solche, die „Kleider tragen, die sie einengen und ihnen sehr unangenehm sind, nur um zu zeigen, dass sie schlank sind“; das ist eine echte „Torheit, die sie meist unfähig macht, irgendetwas zu tun“.

Was soll man dann von bestimmten künstlichen Schönheiten halten, die zu „*Boutiquen* der Eitelkeit“ geworden sind? Franz von Sales bevorzugt ein „klares und reines Gesicht“ und wünscht sich, „dass nichts gekünstelt ist, denn alles, was geschminkt ist, missfällt“. Muss man also jede „Kunstfertigkeit“ verurteilen? Er räumt gerne ein, dass „im Falle eines natürlichen Mangels dieser so korrigiert werden muss, dass die Korrektur sichtbar ist, aber ohne jede Kunstfertigkeit“.

Und Parfüm? fragte sich der Prediger, als er von der Magdalena sprach. „Es ist etwas Ausgezeichnetes“, antwortete er, „auch derjenige, der parfümiert ist, nimmt etwas Ausgezeichnetes wahr“; und als guter Kenner fügte er hinzu, dass „der Moschus aus Spanien in der Welt sehr geschätzt wird“. Im Kapitel über die „Anständigkeit der Kleidung“ erlaubt er jungen Frauen Kleider mit verschiedenen Verzierungen, „damit sie frei danach streben können, vielen zu gefallen, aber mit dem einzigen Ziel, einen jungen Mann im Hinblick auf eine heilige Ehe zu gewinnen“. Er schloss mit

dieser nachsichtigen Bemerkung: „Was wollt ihr? Es ist doch angebracht, dass junge Damen ein wenig hübsch sind“.

Es sollte hinzugefügt werden, dass ihn die Lektüre der Bibel darauf vorbereitet hatte, sich der weiblichen Schönheit nicht zu verschließen. Im *Hohelied* bewunderte er „die bemerkenswerte Schönheit ihres Gesichts, das einem *Blumenstrauß* glich“. Er beschreibt Jakob, der Rahel am Brunnen begegnete und „Tränen der Freude vergoss, als er eine Jungfrau sah, die ihm gefiel und ihn durch die Anmut ihres Gesichts verzauberte“. Er erzählte auch gerne die Geschichte der heiligen Brigitta, die in Schottland geboren wurde, einem Land, in dem „die schönsten Geschöpfe, die man sehen kann“, bewundert werden; sie war „eine überaus anmutige junge Frau“, aber ihre Schönheit war „natürlich“, wie unser Autor präzisiert.

Das Ideal der salesianischen Schönheit heißt „gute Anmut“, was nicht nur „die vollkommene Harmonie der Teile, die das Schöne ausmachen“ bezeichnet, sondern auch die „Anmut der Bewegungen, Gesten und Handlungen, die wie die Seele des Lebens und der Schönheit“ ist, also die Güte des Herzens. Anmut erfordert „Einfachheit und Bescheidenheit“. Nun ist Anmut eine Vollkommenheit, die aus dem Innersten des Menschen kommt. Es ist die Schönheit in Verbindung mit der Anmut, die Rebecca zum weiblichen Ideal der Bibel macht: Sie war „so schön und anmutig an dem Brunnen, wo sie Wasser schöpfte, um die Herde zu tränken“, und ihre „vertraute Güte“ inspirierte sie außerdem, nicht nur Abrahams Diener zu tränken, sondern auch seine Kamele.

Bildung und Vorbereitung auf das Leben

Zur Zeit des heiligen Franz von Sales hatten Frauen nur wenige Möglichkeiten, eine höhere Bildung zu erlangen. Mädchen lernten, was sie von ihren Brüdern hörten, und wenn es die Familie sich leisten konnte, besuchten sie ein Kloster. Lesen war sicherlich häufiger als Schreiben. Die Internate waren Jungen vorbehalten, sodass Mädchen das Erlernen der Kultursprache Latein praktisch verwehrt war.

Man muss davon ausgehen, dass Franz von Sales nicht dagegen war, dass Frauen gebildet wurden, aber unter der Voraussetzung, dass sie nicht in Pedanterie und Eitelkeit verfielen. Er bewunderte die heilige Katharina, die „sehr gelehrt, aber in ihrer großen Wissenschaft demütig“ war. Unter den Gesprächspartnerinnen des Bischofs von Genf war die Dame von La Fléchère, die Latein, Italienisch, Spanisch und Bildende Kunst studiert hatte, aber sie war eine Ausnahme.

Um ihren Platz im Leben zu finden, sowohl im sozialen als auch im religiösen Bereich, brauchten junge Frauen zu einer bestimmten Zeit oft besondere Hilfe. Georges Rolland berichtet, dass sich der Bischof persönlich um mehrere schwierige Fälle kümmerte. Eine Frau aus Genf mit drei Töchtern wurde vom Bischof großzügig „mit Geld und Krediten“ unterstützt; „er vermittelte einer der Töchter eine Lehrstelle bei einer ehrbaren Dame der Stadt und bezahlte ihr sechs Jahre lang die Unterkunft in Form von Getreide und Geld“. Er spendete auch 500 Gulden für die Hochzeit der Tochter eines Genfer Druckers.

Die religiöse Intoleranz der Zeit führte manchmal zu Dramen, denen Franz von Sales Abhilfe zu schaffen versuchte. Marie-Judith Gilbert, die von ihren Eltern in Paris in den „Irrtümern Calvins“ erzogen worden war, entdeckte mit neunzehn Jahren das Buch „*Philothea*“, das sie nur heimlich zu lesen wagte. Sie fand Gefallen an dem Autor, von dem sie gehört hatte. Unter strenger Aufsicht ihres Vaters und ihrer Mutter gelang es ihr, sich in einer Kutsche abholen zu lassen, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen und in den Orden der Heimsuchung einzutreten.

Die soziale Rolle der Frauen war noch recht begrenzt. Franz von Sales war nicht gänzlich gegen die Mitwirkung von Frauen im öffentlichen Leben. So schrieb er beispielsweise an eine Frau, die sich in der Öffentlichkeit zu Wort meldete, ob angebracht oder unangebracht:

Ihr Geschlecht und Ihre Berufung erlauben es Ihnen, das äußere Böse zu unterdrücken, aber nur, wenn dies vom Guten inspiriert

ist und mit einfachen, demütigen und barmherzigen Vorwürfen gegenüber den Übertretern und, soweit möglich, mit einer Warnung an die Vorgesetzten geschieht.

Bezeichnenderweise bewunderte eine Zeitgenossin von Franz von Sales, die Mademoiselle de Gournay, eine Vordenkerin des Feminismus, Intellektuelle und Autorin polemischer Texte wie ihrer Abhandlung *Die Gleichheit von Männern und Frauen* und *Die Klage der Frauen*, ihn sehr. Sie setzte sich ihr ganzes Leben lang für diese Gleichheit ein und sammelte alle möglichen Zeugnisse dazu, ohne das des „guten und heiligen Bischofs von Genf“ zu vergessen.

Erziehung zur Liebe

Franz von Sales sprach viel über die Liebe Gottes, aber er achtete auch sehr auf die Ausdrucksformen der menschlichen Liebe. Für ihn war die Liebe eine einzige, auch wenn ihr „Gegenstand“ unterschiedlich und ungleich war. Um die Liebe Gottes zu erklären, konnte er nichts Besseres tun, als von der menschlichen Liebe auszugehen.

Die Liebe entsteht aus der Betrachtung des Schönen, und das Schöne lässt sich mit den Sinnen, vor allem mit den Augen, wahrnehmen. Es entsteht ein Wechselspiel zwischen dem Blick und der Schönheit: „Die Betrachtung der Schönheit lässt uns sie lieben, und die Liebe lässt uns sie betrachten“. Der Geruchssinn reagiert auf die gleiche Weise; denn „die Düfte üben ihre einzige Anziehungskraft durch ihre Lieblichkeit aus“.

Nach dem Eingreifen der äußeren Sinne treten die inneren Sinne, die Fantasie und die Vorstellungskraft in Erscheinung, die die Realität verherrlichen und verklären: „Durch diese wechselseitige Bewegung der Liebe zum Sehen und des Sehens zur Liebe wird, so wie die Liebe die Schönheit des Geliebten strahlender macht, auch die Liebe durch den Anblick des Geliebten verliebter und angenehmer“. Man versteht dann, warum „diejenigen, die Cupido gemalt haben, ihm die Augen verbunden haben und behaupten, dass die Liebe blind ist“. An

diesem Punkt kommt die leidenschaftliche Liebe hinzu: Sie „strebt nach Dialog, und der Dialog nährt und verstärkt oft die Liebe“; außerdem „sehnt sie sich nach Geheimnissen, und wenn die Verliebten keine Geheimnisse mehr haben, die sie sich anvertrauen können, finden sie manchmal Gefallen daran, sich diese heimlich zu offenbaren“; und schließlich verleitet sie dazu, „Worte auszusprechen, die sicherlich lächerlich wären, wenn sie nicht aus einem leidenschaftlichen Herzen kämen“.

Nun ist diese Liebe-Leidenschaft, die sich vielleicht nur auf „Liebesflirts“ oder „Galanterien“ beschränkt, verschiedenen Wechselfällen ausgesetzt, so dass der Autor der *Philothea* sich veranlasst sieht, mit einer Reihe von Überlegungen und Warnungen zu „leichtfertigen Freundschaften zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts ohne Heiratsabsicht“ einzugreifen. Oft sind sie nichts anderes als „Abtreibungen oder besser gesagt Scheinfreundschaften“.

Franz von Sales äußerte sich auch zum Thema Küsse und fragte sich beispielsweise zusammen mit den alten Kommentatoren, warum Rahel Jakob erlaubt hatte, sie zu umarmen. Er erklärt, dass es zwei Arten von Küssen gibt: einen bösen und einen guten. Küsse, die junge Menschen leichtfertig austauschen und die anfangs nicht böse sind, können aufgrund der menschlichen Schwäche später böse werden. Aber ein Kuss kann auch gut sein. An bestimmten Orten ist er durch die Sitte gewollt. „Unser Jakob umarmt seine Rahel ganz unschuldig; Rahel nimmt diesen Höflichkeitskuss von diesem Mann mit gutem Charakter und reinem Gesicht an“. „Oh!“, schloss Franz von Sales, „gebt mir Menschen, die die Unschuld Jakobs und Rachels haben, und ich werde ihnen erlauben, sich zu küssen“.

In der ebenfalls aktuellen Frage des Tanzes vermied der Bischof von Genf absolute Gebote, wie sie die strengen Katholiken und Protestanten seiner Zeit vertraten, zeigte sich jedoch sehr vorsichtig. Man warf ihm sogar vor, geschrieben zu haben, dass „Tänze und Ballspiele an sich gleichgültig sind“. Wie bestimmte Spiele werden auch sie gefährlich, wenn man sich so sehr an sie gewöhnt, dass man sich nicht mehr davon lösen kann: Tanzen „soll man zur

Erholung und nicht aus Leidenschaft, für kurze Zeit und nicht bis zur Erschöpfung und Benommenheit“. Gefährlicher ist jedoch, dass diese Zeitvertreibe oft zu Anlässen werden, die „Streit, Neid, Spott und Liebesaffären“ hervorrufen.

Die Wahl der Lebensform

Als seine kleine Tochter groß wurde, kam „der Tag, an dem man mit ihr sprechen musste, ich meine, ein entscheidendes Wort zu sagen, das Wort, mit dem man jungen Frauen mitteilt, dass man sie vermählen will“. Als Mann seiner Zeit teilte Franz von Sales weitgehend die Auffassung, dass Eltern eine wichtige Aufgabe bei der Berufung ihrer Kinder zur Ehe oder zum Ordensleben zukommt. „Normalerweise wählt man sich seinen Fürsten oder Bischof, seinen Vater oder seine Mutter nicht aus, und oft auch nicht seinen Ehepartner“, stellte der Autor der *Philothea* fest. Er stellt jedoch klar, dass „Töchter nicht verheiratet werden dürfen, solange sie Nein sagen“.

Die gängige Praxis wird in diesem Abschnitt der *Philothea* gut erklärt: „Damit eine Ehe wirklich zustande kommt, sind drei Dinge erforderlich: Erstens muss der Heiratsantrag gemacht werden, zweitens muss er der Frau gefallen und drittens muss sie zustimmen“. Da Mädchen sehr oft sehr jung heirateten, ist ihre emotionale Unreife nicht verwunderlich. „Sehr jung verheiratete Mädchen lieben ihre Ehemänner wirklich, wenn sie welche haben, aber sie hören nicht auf, auch ihre Ringe, ihren Schmuck und ihre Freundinnen zu lieben, mit denen sie sich beim Spielen, Tanzen und Herumalbern köstlich amüsieren“.

Das Problem der Wahlfreiheit stellte sich auch für Kinder, die für das Ordensleben bestimmt waren. Françoïsette, die Tochter der Baronin von Chantal, sollte von ihrer Mutter, die sie als Ordensfrau sehen wollte, in ein Kloster gegeben werden, aber der Bischof schaltete sich ein: „Wenn Françoïsette von sich aus Ordensfrau werden will, gut; wenn nicht, bin ich nicht damit einverstanden, dass ihr Wille durch Entscheidungen, die nicht die ihren sind, vorweggenommen

wird“. Außerdem wäre es nicht gut, wenn die Lektüre der Briefe des heiligen Hieronymus die Mutter zu sehr auf den Weg der Strenge und Zwänge lenken würde. Deshalb rät er ihr, „Mäßigung zu üben“ und mit „sanften Anregungen“ vorzugehen.

Manche jungen Frauen zögern angesichts des Ordenslebens und der Ehe, ohne sich jemals entscheiden zu können. Franz von Sales ermutigte die zukünftige Frau de Longecombe, den Schritt zur Ehe zu wagen, die er selbst vollziehen wollte. Er habe dieses gute Werk vollbracht, sagte später der Ehemann auf die Frage seiner Frau, „die sich wünschte, durch die Hände des Bischofs getraut zu werden, und ohne dessen Anwesenheit diesen Schritt niemals hätte tun können, weil sie eine große Abneigung gegen die Ehe hatte“.

Frauen und „Frömmigkeit“

Franz von Sales, der jedem Feminismus *ante litteram* fremd war, war sich des außergewöhnlichen Beitrags der Weiblichkeit auf spiritueller Ebene bewusst. Es wurde darauf hingewiesen, dass der Autor der *Philothea* durch die Förderung der Frömmigkeit bei Frauen gleichzeitig die Möglichkeit einer größeren Autonomie, eines „weiblichen Privatlebens“, begünstigte.

Es ist nicht verwunderlich, dass Frauen eine besondere Veranlagung für „Frömmigkeit“ haben. Nachdem er eine Reihe von Lehrern und Experten aufgezählt hatte, konnte er im Vorwort zum *Theotimus* schreiben: „Damit aber bekannt werde, dass solche Schriften besser aus der Frömmigkeit der Verliebten als aus der Lehre der Weisen entstehen, hat der Heilige Geist dafür gesorgt, dass zahlreiche Frauen in dieser Hinsicht Wunder vollbracht haben. Wer hat jemals die himmlischen Leidenschaften der göttlichen Liebe besser zum Ausdruck gebracht als die heilige Katharina von Genua, die heilige Angela von Foligno, die heilige Katharina von Siena und die heilige Mathilde?“. Der Einfluss von Chantals Mutter auf die Abfassung des *Theotimus*, insbesondere des neunten Buches, „eures neunten Buches über die *Gottesliebe*“, wie es der Autor selbst ausdrückt, ist bekannt.

Durften Frauen sich in religiöse Angelegenheiten einmischen? „Da ist also diese Frau, die sich als Theologin aufspielt“, sagt Franz von Sales über die Samariterin im Evangelium. Muss man darin unbedingt eine Missbilligung gegenüber Theologinnen sehen? Das ist nicht sicher. Zumal er mit Nachdruck bekräftigt: „Ich sage euch, dass eine einfache und arme Frau Gott genauso lieben kann wie ein Doktor der Theologie“. Überlegenheit wohnt nicht immer dort, wo man sie vermutet.

Es gibt Frauen, die Männern überlegen sind, angefangen bei der Heiligen Jungfrau. Franz von Sales respektiert stets das Prinzip der Ordnung, die durch die religiösen und zivilen Gesetze seiner Zeit festgelegt ist, zu deren Befolgung er aufruft, aber seine Praxis zeugt von einer großen geistigen Freiheit. So hielt er es für die Leitung der Frauenklöster für besser, dass sie der Jurisdiktion des Bischofs unterstanden, anstatt von ihren Ordensbrüdern abhängig zu sein, die Gefahr liefen, sie übermäßig zu belasten.

Die Visitantinnen ihrerseits sollten von keinem männlichen Orden abhängig sein und keine zentrale Leitung haben, da jedes Kloster der Jurisdiktion des örtlichen Bischofs unterstand. Er wagte es, die Schwestern der Heimsuchung, die zu einer neuen Gründung aufbrachen, mit dem unerwarteten Titel „Apostelinnen“ zu bezeichnen.

Wenn wir den Gedanken des Bischofs von Genf richtig interpretieren, besteht die kirchliche Sendung der Frauen nicht darin, das Wort Gottes zu verkünden, sondern „die Herrlichkeit Gottes“ durch die Schönheit ihres Zeugnisses. Der Psalmist betet, dass die Himmel allein durch ihren Glanz die Herrlichkeit Gottes verkünden. „Die Schönheit des Himmels und des Firmaments lädt die Menschen ein, die Größe des Schöpfers zu bewundern und seine Wunder zu verkünden“; und „ist es nicht ein größeres Wunder, eine Seele zu sehen, die mit vielen Tugenden geschmückt ist, als einen Himmel, der mit Sternen übersät ist?“.

Ehrwürdiger Ottavio Ortiz Arrieta Coya, Bischof

Octavio Ortiz Arrieta Coya, geboren am 19. April 1878 in Lima, Peru, war der erste peruanische Salesianer. In seiner Jugend ließ er sich zum Tischler ausbilden, doch der Herr berief ihn zu einer höheren Mission. Am 29. Januar 1900 legte er seine erste salesianische Profess ab und wurde 1908 zum Priester geweiht. 1922 wurde er zum Bischof des Bistums Chachapoyas geweiht, ein Amt, das er bis zu seinem Tod am 1. März 1958 mit Hingabe ausübte. Zweimal lehnte er die Ernennung zum prestigeträchtigeren Erzbistum Lima ab, um lieber bei seinem Volk zu bleiben. Als unermüdlicher Hirte durchreiste er das gesamte Bistum, um die Gläubigen persönlich kennenzulernen, und förderte zahlreiche pastorale Initiativen zur Evangelisierung. Am 12. November 1990 wurde unter dem Pontifikat des heiligen Johannes Paul II. sein Seligsprechungsprozess eröffnet, und er erhielt den Titel eines Dieners Gottes. Am 27. Februar 2017 erkannte Papst Franziskus seine heroischen Tugenden an und erklärte ihn zum Ehrwürdigen.

Der ehrwürdige Msgr. Ottavio Ortiz Arrieta Coya verbrachte den ersten Teil seines Lebens als Oratorianer, als Student und wurde dann selbst Salesianer und engagierte sich in den Werken der Söhne Don Boscos in Peru. Er war der erste Salesianer, der im ersten Salesianerhaus in Peru ausgebildet wurde, das in Rimac, einem armen Viertel, gegründet wurde, wo er lernte, ein strenges Leben der Aufopferung zu führen. Als einer der ersten Salesianer, die 1891 in Peru ankamen, lernte er den Geist Don Boscos und das Präventivsystem kennen. Als Salesianer der ersten Generation lernte er, dass der Dienst und die Selbsthingabe der Horizont seines Lebens sein würden;

deshalb übernahm er als junger Salesianer wichtige Aufgaben, wie die Eröffnung neuer Werke und die Leitung anderer, mit Einfachheit, Opferbereitschaft und völliger Hingabe an die Armen.

Den zweiten Teil seines Lebens verbrachte er ab Anfang der 1920er Jahre als Bischof von Chachapoyas, einer riesigen Diözese, die jahrelang unbesetzt war und in der die unerschwinglichen Bedingungen des Territoriums zu einer gewissen Schließung führten, vor allem in den entlegensten Dörfern. Hier waren das Feld und die Herausforderungen des Apostolats immens. Ortiz Arrieta war von lebhaftem Temperament und an das Gemeinschaftsleben gewöhnt; außerdem war er von zartem Geist, so dass man ihn in jungen Jahren „pecadito“ nannte, weil er genau erkannte, wo Schwächen lagen, und sich und anderen half, sich zu bessern. Außerdem besaß er einen angeborenen Sinn für Strenge und moralische Pflicht. Die Bedingungen, unter denen er sein bischöfliches Amt ausüben musste, waren ihm jedoch diametral entgegengesetzt: Die Einsamkeit und die faktische Unmöglichkeit, ein salesianisches und priesterliches Leben zu teilen, trotz wiederholter und fast flehentlicher Bitten an seine eigene Kongregation; die Notwendigkeit, seine eigene moralische Strenge mit einer immer nachgiebigeren und fast entwaffneten Festigkeit in Einklang zu bringen; ein feines moralisches Gewissen, das immer wieder auf die Probe gestellt wurde durch die Grobheit der Entscheidungen und die Lauheit in der Befolgung seitens einiger Mitarbeiter, die weniger heldenhaft waren als er selbst, und eines Gottesvolkes, das es verstand, sich dem Bischof zu widersetzen, wenn sein Wort zu einer Anprangerung der Ungerechtigkeit und einer Diagnose der geistlichen Übel wurde. Der Weg des Ehrwürdigen zur Fülle der Heiligkeit in der Ausübung der Tugenden war daher von Mühen, Schwierigkeiten und der ständigen Notwendigkeit geprägt, seinen Blick und sein Herz unter dem Wirken des Geistes zu bekehren.

Sicherlich gibt es in seinem Leben Ereignisse, die man als heldenhaft im engeren Sinne bezeichnen kann, doch müssen wir auch und vielleicht vor allem jene Momente seines

tugendhaften Weges hervorheben, in denen er anders hätte handeln können, es aber nicht tat; in denen er der menschlichen Verzweiflung nachgab, während er die Hoffnung erneuerte; in denen er sich mit großer Nächstenliebe begnügte, aber nicht bereit war, diese heldenhafte Nächstenliebe, die er mehrere Jahrzehnte lang mit beispielhafter Treue praktizierte, voll auszuüben. Als ihm zweimal ein Wechsel des Bischofssitzes angeboten wurde und im zweiten Fall der Primatialsitz von Lima, entschied er sich, bei seinen Armen zu bleiben, bei denen, die niemand wollte, wirklich am Rande der Welt, in der Diözese zu bleiben, die er immer unterstützt und geliebt hatte, so wie sie war, und sich mit ganzem Herzen dafür einzusetzen, sie noch ein wenig besser zu machen. Er war ein „moderner“ Seelsorger, sowohl in seinem Auftreten als auch in der Nutzung von Aktionsmitteln wie dem Vereinswesen und der Presse. Msgr. Ortiz Arrieta war ein Mann von entschlossenem Temperament und fester Glaubensüberzeugung, der in seiner Führungsrolle sicherlich von diesem „don de gobierno“ Gebrauch machte, der jedoch immer mit Respekt und Nächstenliebe verbunden war, die er mit außergewöhnlicher Konsequenz zum Ausdruck brachte.

Obwohl er vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil lebte, ist die Art und Weise, wie er die ihm anvertrauten pastoralen Aufgaben plante und umsetzte, auch heute noch aktuell: von der Berufungspastoral bis zur konkreten Unterstützung seiner Seminaristen und Priester; von der katechetischen und menschlichen Ausbildung der Jüngsten bis zur Familienpastoral, in der er Ehepaaren in der Krise oder Konkubinatspaaren begegnete, die zögerten, ihre Verbindung zu regeln. Msgr. Ortiz Arrieta hingegen erzieht nicht nur durch sein konkretes pastorales Handeln, sondern auch durch sein Verhalten: durch seine Fähigkeit, vor allem für sich selbst zu erkennen, was es bedeutet und was es bedeutet, dem eingeschlagenen Weg die Treue zu halten. Er hat wahrhaftig in heroischer Armut, in Tapferkeit durch die vielen Prüfungen des Lebens und in radikaler Treue zu der Diözese, der er zugeteilt war, durchgehalten. Demütig, einfach, immer heiter, zwischen

Ernst und Sanftmut; die Sanftheit seines Blicks ließ die ganze Ruhe seines Geistes durchscheinen: Das war der Weg der Heiligkeit, den er beschritt.

Die schönen Eigenschaften, die seine salesianischen Oberen vor seiner Priesterweihe an ihm feststellten – als sie ihn als „salesianische Perle“ bezeichneten und seinen Opfergeist lobten – kehrten als Konstante in seinem ganzen Leben wieder, auch als Episkopaler. In der Tat kann man sagen, Ortiz Arrieta ist „allen alles geworden, um alle zu retten“ (1 Kor 9,22): autoritär gegenüber der Obrigkeit, einfach gegenüber den Kindern, arm unter den Armen; sanftmütig gegenüber jenen, die ihn beleidigten oder aus Ressentiments versuchten, ihn zu delegitimieren; immer bereit, Böses nicht mit Bösem zu vergelten, sondern Böses mit Gutem zu überwinden (vgl. Röm 12,21). Sein ganzes Leben war vom Primat des Heils der Seelen beherrscht: Ein Heil, dem er auch seine Priester aktiv widmen wollte, deren Versuchung, sich in bequeme Sicherheiten zurückzuziehen oder sich hinter prestigeträchtigeren Positionen zu verschanzen, um sie stattdessen zum pastoralen Dienst zu verpflichten, er zu bekämpfen suchte. Man kann mit Fug und Recht behaupten, dass er sich in jenes „hohe“ Maß des christlichen Lebens gestellt hat, das ihn zu einem Seelsorger macht, der die pastorale Nächstenliebe auf originelle Weise verkörperte, indem er die Gemeinschaft mit dem Volk Gottes suchte, sich den Bedürftigsten zuwandte und ein armes evangelisches Leben bezeugte.